

Klemens

Ein katholisches Wochenblatt.

Vierter Jahrgang.

Oktober 1900 – September 1901

Korrespondenz

Inhaltsverzeichnis

Alexandrowka (Gouv. Poltawa)	1
Antonowka (Gouv. Jekaterinoslaw)	1
Archangelsk	2
Barwenkowo (Gouv. Charkow)	3
Bergthal (Kreis Mariupol)	4
Bespalschofsfield (Gouv. Charkow)	5
Blumenfeld (Gouv. Cherson)	10
Blumenthal (Gouv. Taurien)	12
Christina (Gouv. Cherson)	14
Chutor Rejewka (Kreis Alexandrien)	18
Chutor Woltschy (Gouv. Cherson)	18
Demitrowka (Gouv. Cherson)	19
Dschankoj	20
Elsaß (Gouv. Cherson)	20
Entrerios (Argentinien)	21
Göbel (Gouv. Saratow)	21
Guze (Gouv. Poltawa)	28
Halbstadt (Gouv. Taurien)	31
Heidelberg (Gouv. Cherson)	34
Hochheim (Gouv. Taurien)	34
Horbanifka (Gouv. Woronesch)	36
Husaren (Gouv. Saratow)	38
Irgendwo in Rußland	39
Jamburg (Gouv. Jekaterinoslaw)	43

Jeremejewka (Gouv. Cherson)	45
Josephsthal (Gouv. Cherson)	45
Kandel	48
Kankrin	48
Karamin (Gouv. Taurien)	51
Karlsruhe (Gouv. Cherson)	52
Katharinenfeld (Gouv. Jekaterinoslaw)	56
Katharinenhof (Gouv. Jekaterinoslaw)	58
Katharinenthal (Gouv. Cherson)	61
Kischinew	62
Kleinfeld (Gouv. Cherson)	63
Kostheim (Gouv. Taurien)	64
Kotschubejewka (Gouv. Taurien)	67
Landau (Gouv. Cherson)	76
Leichtling (Gouv. Saratow)	78
Maiborodka (Gouv. Jekaterinoslaw)	79
Mannheim (Gouv. Cherson)	80
Mariaheim (Gouv. Taurien)	81
Marienberg (Gouv. Samara)	88
Marienburg	95
Marienthal (Gouv. Samara)	96
Marienthal (S.-Amerika)	100
Mariinsk (Gouv. Taurien)	103
Marinowka (Gouv. Taurien)	106
Miloradowka (Station)	107
Mirnowka (Gouv. Taurien)	107
Moskau	109
Molotschna (Gouv. Taurien)	111
Muntau (Gouv. Taurien)	125
Nikolajewka (Gouv. Astrachan)	126
Nikopol (Gouv. Jekaterinoslaw)	128
Orenburg	130

Perekop (Gouv. Taurien)	132
Petersburg	133
Podkolsina (Gouv. Woronesch)	134
Pokrowsk (Gouv. Samara)	136
Rastadt	137
Rom	138
Roschdestwenskoje (Kubanj)	139
Rosenthal (Gouv. Taurien)	141
Rosenweit (Gouv. Jekaterinoslaw)	141
Rothammel (Gouv. Saratow)	142
Rownoje (Seelmann) (Gouv. Samara)	144
Schönfeld (Gouv. Cherson)	145
Schuck (Gouv. Saratow)	146
Selz (Gouv. Cherson)	147
Semenowka (Gouv. Saratow)	149
Solothurn (Wittmann) (Gouv. Samara)	154
Sophienthal (Gouv. Charkow)	157
Spulingsfeld	163
Vollmer (Gouv. Saratow)	163
Wosnessensk (Gouv. Cherson)	165

Korrespondenz

Alexandrowka. (Gouv. Poltawa.)

16. September 1900. Der „Klemens“ hat schon viel über Kindererziehung geschrieben, aber bei uns geben ihm nicht alle Gehör. Es sieht hier ganz erbärmlich aus. Schon mehrere Jahre „besuchen“ die Bösewichter fremde Keller, Küchen oder Speicher, stehlen, was ihnen gefällt, besonders Eßwaren und lassen's sich gut schmecken. Mit der etwa übrigen Butter schmieren sie die Schuhe, oder schaffen sie bei Seite. Gegen die Sittlichkeit wird auch stark gefehlt. Einige „Artisten“ stehen gegenwärtig vor Gericht.

J. G.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 37.

Antonowka. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

In der Nacht vom 3. auf den 4. September dieses Jahres hantierten bei uns schlimme Gäste. Ein hiesiger Einwohner kam in genannter Nacht in seinen Stall und sah zu seinem Schrecken, daß vier der besten Pferde fehlten. In demselben Moment hörte er auch die Diebe auf seinen Pferden vom Hofe jagen. Nachdem schnell Lärm geschlagen war, ging es nach allen Richtungen aus dem Dorfe auf die Suche. Der Sohn des bestohlenen Einwohners und noch ein Mann, beide unbewaffnet, ritten dem Walde des fünf Werst von Antonowka entlegenen Dorfes Eichwald zu und trafen daselbst ungefähr um 12 Uhr nachts die Diebe, welche die gestohlenen Pferde vor einen Wagen gespannt hatten und das Weite suchen wollten. Auf den Ruf: „Das sind unsere Pferde!“ folgten von seiten der zwei auf dem Wagen sitzenden Diebe zwei Revolverschüsse. Die Kugeln sausten den Reitern nahe an den Köpfen vorbei. Bis nun Verstärkung aus Eichwald herbeikam, hatten sich die Halunken aus dem Staube gemacht, indem sie drei Pferde im Stiche ließen, das vierte jedoch mitnahmen. Dieser Diebstahl befremdet um so mehr, da zwei von den eigenen Leuten

des bestohlenen Einwohners im Stalle schliefen und nicht hörten, daß die Diebe ein Brett aus der Stalltür brachen, die eiserne Querstange entfernten und sich mit den Pferden davonmachten. Übrigens ist das nicht der erste auf solche Weise bei uns verursachte Diebstahl. – Derartige Geschichten sind ein recht trauriges Nachspiel zu einer Ernte, wie wir heuer eine hatten. Ungefähr zwanzig Pud Weizen, dreißig Pud Gerste, ebensoviel Roggen, zehn bis zwanzig Pud Welschkorn und gar kein Lein von der Desjatine, das ist gewiß wenig genug, um allen Anforderungen Genüge zu leisten.

Klemens, Nr. 6 vom 8. November 1900, S. 45-46.

Archangelsk. (Gouv. Ufa.)

25.04.1901. Den 7. April gingen zwei Kameraden, Gehilfen des Maschinisten, in den Wald, um Wildbret zu schießen. Jeder hatte eine Flinte. M. hantierte mit der Flinte unvorsichtig herum. Da sagte K.: „Gib acht! Du erschießt mich noch.“ Kaum hatte er es gesagt, so knallte es, und K. fiel zu Boden. Der Schuß hatte ihm ins Kinn getroffen. K. wurde gleich ins Lazarett gebracht; da aber der Doktor abwesend in Petersburg war, wurde schnell nach Ufa nach einem Arzt geschickt. Dieser nahm die Schrotkörner heraus, vernähte die Wunde und gab dem Manne Hoffnung auf baldige Genesung. Doch nach einigen Tagen mußte dieser seinen Geist aufgeben. Er hinterließ seine Frau mit zwei kleinen Kindern. Ach, was für ein Herzenleid haben die Zurückgebliebenen! –

— Den 22. April ist ein hiesiger Bauer F. am Branntwein umgekommen. Es möge doch allen Branntweintrinkern zur Mahnung sein, wie schnell man sich durch dieses Getränk den Tod holen kann.

A. K.

Klemens, Nr. 35 vom 30. Mai 1901, S. 270.

Barwenkowo. (Gouv. Charkow.)

6. Oktober 1900. Bei dem in dem russischen Dorfe Barwenkowo seßhaften Ausländer J. Lendner, der daselbst eine Art Maschinenfabrik inne hat, ist schon seit mehreren Jahren ein gewisser Gabriel Fuchs als Fabrikarbeiter bedienstet. Weil sich Fuchs durch Treue und Fleiß ausgezeichnete, gab ihm sein Brotherr Lendner ein Quartier im Fabrikhofe. Am 4. Oktober d. J. um 8 Uhr abends kam genannter Fuchs von seiner Tagesarbeit ermüdet nach Hause, nahm mit seiner Frau zusammen das Abendessen zu sich und legte sich zu Bette. Das Weib jedoch, welches trotz der Armut ihrem Hauswesen mit Lust und Fleiß oblag, nahm eine Stehlampe, setzte sich an einen Tisch nieder, worauf sie die Lampe stellte, um, wie es die Armut erfordert, ein Paar Kinderhosen zu flicken. Zwei von ihren Kindern, die noch nicht zu Bette waren, umstanden den Tisch und gerieten um irgend etwas in Streit, wobei sie die Lampe umwarfen, aus der das Kerrosin sich herausgoß und sich als Flamme über den Tisch verbreitete. Voller Schrecken und fassungslos, nahm das Weib ihr Kleid, welches sie an hatte und wollte das brennende Kerossin vom Tische abwischen. Im Nu stand sie aber selbst als Feuersäule da, und noch ehe ihr Mann zu Hilfe herbeieilten konnte, waren ihr die meisten Kleider vom Leibe gebrannt, und von ihr hingen Stücke Fleisch zu Kohlen verbrannt.

Der herbeigeholte Arzt konnte mit bestem Willen nichts mehr ausrichten, und nach 7 Stunden gab die Verbrannte unter schrecklichen Qualen ihren Geist auf. Fuchs selbst, der seinem Weibe zu helfen bestrebt war, verbrannte sich die Hände dermaßen, daß er für längere Zeit arbeitsunfähig ist.

Den 6. Oktober wurde die Verbrannte in Barwenkowo von andächtigen Katholiken zu Grabe gebracht. Fuchs mit 9 meist unmündigen Kindern umstanden das Grab ihrer so schnell dahingeschiedenen Gattin und Mutter.

Möge dieser traurige Fall allen Müttern einprägen, mit den Lampen mehr Vorsicht zu gebrauchen!

Jakob Herb.

Klemens, Nr. 9 vom 29. November 1900, S. 71.

Bergthal. (Kreis Mariupol.)

16. April 1901. Erfahrung macht klug, sagt das Sprichwort, fügt aber auch zugleich hinzu, wenn man darüber nachdenkt. Weil es aber an letzterem nur zu oft fehlt, deshalb will auch die Erfahrung nicht helfen. Ein schreckliches Unglück, das sich bei uns ereignet hat, bestätigt dies. Das Dorf Schönfeld liegt von Bergthal eine Werst entfernt. Die Grenze zieht sich in der Mitte durch. Nahe daran haben die Schönfelder vor sechs Jahren eine Sandgrube eröffnet. Und da es bei den Schönfeldern Sitte ist, den Garten wie auch den Hof zu den Sonn- und Feiertagen schön mit Sand zu bestreuen, so ist die Sandgrube sehr groß geworden. Am 24. März arbeiteten dort fünf Mann in einem Loch, das zwei Faden tief und fünf breit war, also in einer sehr gefährlichen Sandgrube. Da plötzlich um zwei Uhr nachmittags ertönte im Dorfe ein herzerreißendes Geschrei: „Fünf Mann sind in der Sandgrube umgekommen.“ Im Nu war eine große Menschenmenge zusammengelaufen, und die Unglücklichen wurden schnell herausgegraben. Doch waren vier bereits tot, nämlich: Joh. Sablowsky, Joh. Birth und zwei Russenknechte. Der fünfte war nur bis unter die Arme im Sande. Er blieb am Leben, ist aber noch krank. Sein Name ist **Jakob Erdmann aus Grimm**, Gouv. Saratow. Möge dieser beklagenswerte Unglücksfall alle, die Sand graben, zur größten Vorsicht anhalten. –

— Die Witterung ist hier kalt, stürmisch und sehr trocken. Regen war Ausgangs Februar. Die Frucht wird jeden Tag spärlicher. Weide haben wir gar keine. Das Vieh muß Stroh

fressen. Möge der Himmel sich unser erbarmen und uns vor einer Mißernte bewahren!

Klemens, Nr. 32 vom 6. Mai 1901, S. 246.

Bespalschovsfeld. (Gouv. Charkow.)

Ich erinnere mich noch, im Klemensblatte gesehen zu haben, daß man sich bei einer Versteigerung Courage antrinken könne. Solches hat sich nun auch wirklich kürzlich in der Kolonie Bepalschovsfeld bewahrheitet. Dasselbst fand eine Versteigerung statt, und trotzdem die heurige Ernte eine schwache gewesen, fanden sich dennoch ziemlich viele Liebhaber ein.

Wie es schon allgemeiner Brauch ist, wurde auch hier Schnaps unter die Versammelten ausgeteilt, und in ganz kurzer Zeit hatten sich einige Steiger solche Courage und solche Schnapsbrillen über den Augen angetrunken, daß sie nicht mehr im stande waren zu unterscheiden, ob der Gegenstand, der durch den Ausrufer verkauft wurde, rot oder blau ist.

Hauptsächlich zeichneten sich aus: der Bepalschovsfelder Neunundneunzigsteiger und ein gewisser J. R. Ersterer erstand eine gelbfuchsig Stute mit einer Blesse und letzterer eine Dunkelfuchsstute ohne Blesse. Am Ende der Versteigerung behauptete ein jeder von ihnen, die Dunkelfuchsstute gesteigt zu haben. Trotzdem man den Neunundneunzigsteiger überzeugte, daß er die gelbfuchsig Stute gesteigt, stand er bei seiner Behauptung, die Dunkelfuchsstute erstanden zu haben. Es kam unter ihnen zu einer Rauferei, welche auch alsbald, ehe man es verhindern konnte, in eine mörderische Prügelei ausartete, und J. R. erwischte einen Hammer und bearbeitete seinem Gegner, dem Neunundneunzigsteiger, den Schädel dermaßen, daß letzterer blutüberströmt zu Boden fiel. Man stürzte sich auf R., um ihm das Mordinstrument zu entreißen, worauf sich derselbe ins Zimmer flüchtete, und als man ihm dahin folgte, sprang er durchs

Fenster und floh. Seinen Gegner, den man unterdessen vom Boden aufrichtete, mußte man auf einen Wagen laden und nach Hause bringen. Der Versteigerungsplatz glich fast der Christenverfolgung in China, und es wäre kein Schaden, wenn nach Bspalschovsfeld, falls dort wieder eine Versteigerung stattfinden sollte, Truppen ausgeschickt würden, um solche mörderische Prügeleien zu verhüten!

Wenn der Verwundete keinen Schnaps getrunken hätte, wäre er gewiß nicht in solche Prügelei geraten. Aber er wollte sich eben auch Courage antrinken, und das Couragenantrinken brachte ihm Schmerzen und Wunden!

A. B.

Klemens, Nr. 8 vom 22. November 1900, S. 62.

Bspalschovsfeld (Bspaltschewo). (Gouv. Charkow.)

In Nummer 50 stieß ich auf ein fabelhaftes Märchen, das meinen Ohren recht wohl klang. Ich freue mich recht wohl, etwas von meinem Wohnorte Bspaltschewo zu hören. Doch wurde ich sehr getäuscht; denn statt der Wahrheit, las ich eine Lüge. Was das Schulhaus in Bspaltschewo anbelangt, so ist zu erwähnen, daß dasselbe ein gemietetes ist, und dessenungeachtet dennoch in Ordnung; denn würde dieses Schulhaus wirklich in einem solchen Zustande sich befinden, wie es beschrieben ist in Nr. 50, so wäre es beinahe nicht möglich gewesen, daß der Hochwürdige Herr Pfarrer Simon das heilige Meßopfer am 12. und 13. Oktober d. J. hatte darbringen können; daraus ist zu sehen, daß dieses Schulhaus, obgleich es ein gemietetes ist, doch völlig seinem Dienste entspricht. Ebenfalls hat sich der Berichtstatter zu viel erlaubt, indem er behauptet, daß sich die Gemeinde nicht kümmert, um ein neues eigenes Schulhaus zu erbauen, da doch das gekaufte Material zu diesem Zwecke einen klaren Beweis hievon liefert; denn es sind gekauft und befinden sich auf dem Schulhofe: 380 Pud Kalk, 46,000 gebrannte Ziegelsteine und noch

mehrere andere Baumaterialien. Natürlich soll erst bis Frühjahr 1901 ans Werk gegangen werden; denn es ist noch niemandem, außer dem Berichterstatter in Nr.50., in den Sinn gekommen, im Winter ein Gebäude zu errichten, zumal noch ein Schulhaus. Und wenn uns der liebe Gott seinen Segen schenkt, so hoffen wir, den nächsten Winter ein neues Schulhaus in unserem Dorfe zu haben. Desgleichen ist es eine Lüge von dem Glockenstuhle. Derselbe ist aus Holz und zwar aus 3 Werschok dicken und 5 Werschok breiten Balken erbaut. Daran hätte der Gemeindeglockner noch lange seinen Rücken reiben können und hätte das Gestell noch lange nicht umgeworfen, wenn nicht ein anderes Element dem Gestell den Garaus gemacht hätte. Am 14. Juli nämlich tobte ein, fürchterlicher Sturm, der demselben einige Schaden zufügte. Doch ist er wieder aufgerichtet und das Glöckchen verkündet und wieder wie früher das Ave-Marialäuten. Natürlich hat sich das Glöckchen über die Lüge, die wider es aufgebracht wurde, beleidigt, und es hegt den Wunsch, den Berichterstatter zu überzeugen, wenn derselbe nach Bspaltschewo kommt, durch seinen hellen Ruf in die Kirche. Daß sich die Gemeinde nicht um einen Lehrer umsah, ist ebenfalls die reine Unwahrheit. Wir können Berichte zustellen, falls solche vonnöten sein werden, von denjenigen Lehrern, denen wir schon im Monate Mai, Juni und Juli unsere Lehrerstelle anboten. Auch ist es noch nie erhört worden, daß es christlichen Eltern in den Sinn kam, ihre Kinder zum Nachtwächter zu schicken, um das Kartenspiel zu erlernen. Macht wohl der Korrespondent A. B. häufig den Gebrauch davon, weil er es so gut weiß?

Ein Klemensleser J. D.

Klemens, Nr. 14 vom 3. Januar 1901, S. 105-106.

Bespalschofsfield. (Gouv. Charkow.)

Unlängst las ich im „Klemens“ in Nr. 14 einen Verteidigungsbericht gegen den Artikel in Nr. 50 vorigen Jahrganges; dabei bediente sich der Schreiber in Nr. 14 solcher Ausdrücke, daß ich mir erlaube, ihn ans Kankrinsche zu erinnern.

Schreiber Nr. 14 bestreitet, daß sich das Bepalschower Schulhaus in dem von A. B. beschriebenen Zustande befunden und nennt die Beschreibung eine Lüge. A. B. dagegen hält seinen Bericht in Nr.50 aufrecht und behauptet, daß sich das Schulhaus im beschriebenen Zustande befunden. Dank seinem Artikel wurden sogleich beim Erscheinen desselben ein Viertel Dutzend Maurer angestellt, die Wände repariert und geweißt. Wenn es dem HE. J. D. beliebt, kann ich ihn mit den Maurern bekannt machen, die ihm auch bestätigen werden, daß mein Artikel die Wahrheit brachte.

HE. J. D. kann davon natürlich nichts wissen, er befand sich zu jener Zeit – was ihm oft passiert – auf der Stellenjägerei, und kannte damals das Bepalschofsfelder Schulhaus ebensowenig, wie ich die chinesische Stadt Peking kenne.

Weiter schreibt J. D., daß Autor Nr. 50 behauptet, die Gemeinde Bepalschofsfield kümmerge sich nicht um ein neues Schulhaus. Auf dieses hin sage ich, daß HE. J. D. stark phantasiert, denn die geehrten Klemensleser können sich in Nr. 50 überzeugen, daß auch noch nicht ein Buchstabe von Bau oder Nichtbau da ist.

Endlich gelangen wir dahin, wo J. D. widerlegt, daß der Gemeindebulle den Glockenstuhl umgerieben habe. Dabei schreibt er wörtlich: „Daran hätte der Gemeindebulle noch lange reiben können, wenn nicht ein anderes Element dem Gestell den Garaus gemacht!“ Hier muß ich mich vor HE. J. D. ducken, denn nach seiner Satzstellung sind der Bulle und der Sturmwind zwei

Elemente, und daß es behaarte Elemente gibt, war mir bisher unbekannt – man kann eben nicht alles wissen!

Zum Schlusse seines Eingesandt schreibt J. D. daß die Gemeinde Bepsalschofsfield schon 380 Pud Kalk, 46,000 gebrannte Ziegel und noch mehrere andere Baumaterialien herbeigeschafft hat. Der Kalk und die Ziegel sind in Wahrheit da, doch daß noch mehrere andere Baumaterialien da sind, ist nicht war – doch noch 17½ Pud Maurersand ist ebenfalls beigefahren, was ich fast vergessen hätte. –

Am Abende des 1. Dezember verflossenen Jahres gerieten in Bepsalschofsfield mehrere ledige Burschen in Streit, welcher Streit auch Verheiratete heranlockte. Dieser Streit formte sich unter Ledigen und Verheirateten zu einer mörderischen Prügelei, die die in Nr.8 von mir beschriebene Prügelei noch weit übertrifft und fast einen tödlichen Verlauf genommen hätte. Einen gewissen K. Wilhauk, einen Familienvater von 3 Kindern, schlug man dermaßen, daß man ihn für tot nach Hause trug. Nach vieler Mühe gelang es dem herbeigeholten Arzte, den Mißhandelten ins Bewußtsein zurückzurufen; der Arzt stellte eine Gehirnerschütterung fest, durch wuchtige Hiebe hervorgebracht. Drei Wochen lang lag Wilhauk hoffnungslos darnieder, nun aber befindet er sich auf dem Wege der Besserung; doch ob er seine frühere Gesundheit zurückerlangt, wird bezweifelt. Für ärztliche Behandlung, Medicin u. s. w. hat Wilhauk 35 Rbl. verausgabt.

Warum schreibt der geehrte HE. J. D. über solche unsittliche und mörderische Vorkommnisse in Bepsalschofsfield keine Artikel, und warum sucht er Wahres zu bestreiten?

A. B.

Klemens, Nr. 37 vom 13. Juni 1901, S. 287.

Blumenfeld. (Gouv. Cherson.)

Am dritten Pfingsttage haben in der Filiale Blumenfeld die hl. Missionen gelegentlich des Jubiläums begonnen. Schon am Vorabend kamen die Geistlichen des Landauer Dekanats hier an. Man befürchtete, daß die Leute wegen der verschiedenen Feldarbeiten nicht gut beiwohnen könnten. Aber die Sache nahm einen anderen Verlauf. Es fanden sich nämlich so viele Menschen dort ein, wie niemand erwartet hatte. Es war für die Beichtväter eine ungeheure Arbeit, um wo möglich alle Beichten abzunehmen, besonders da von unserem weit zerstreuten Dekanate nur sechs Priester zugegen waren. Zum Glück traf am zweiten Tage auch Hochw. P. Marsall aus dem Odessaer Dek. noch ein und half gegen zwei Tage aus. Feierlich sah es aus, als an den einzelnen Tagen die Pfarrkinder der verschiedenen Kolonien von 10–15 Werst Entfernung prozessionsweise unter Gesang und Gebet übers Feld daher kamen. Hitze und Staub und Durst und Arbeit, alles dies schreckte die guten Leutchen nicht ab, an der Prozession teilzunehmen. P. J. Beilmann hatte es glücklich eingeteilt, wie die einzelnen Kolonien mit Prozession nach Blumenfeld kommen sollten, damit das Gedränge der Beichtenden an den einzelnen Tagen nicht zu groß wurde, und die einzelnen nicht zu lange warten mußten. So kam am Dienstag die Gemeinde Krasna. Mittwoch die Gemeinde Sebastiansfeld, Donnerstag die Eigenguter Gemeinde. Den einzelnen kleinen Chutoren stand es frei zu kommen, an welchen Tagen es ihnen beliebte. So waren die Beichtenden doch in etwa verteilt, obgleich es den Geistlichen doch Mühe machte, die Reihen zu lüften. Wären statt sechs Priester deren ein Dutzend gewesen, so wären wohl alle zur hl. Beicht und Kommunion gegangen, da alles herbeiströmte, um an den Gnaden des Jubiläums teilzunehmen. Es wurden wohl über 1000 Kommunionen ausgeteilt. Zu alledem mußten die sechs

Priester an den drei Missionstagen noch acht Predigten halten, die folgende Themata behandelten:

1). Am Vorabend der Mission: Bedeutung und Nutzen d. hl. Mission von P. J. Beilmann. 2). Dienstag morgens: Von der Bestimmung des Menschen, ebenfalls gehalten von P. J. Beilmann. 3). Dienstag abend: Die Sünde – als Abweichung von unserem letzten Ziel – gehalten von P. J. Scherr. 4). Mittwoch morgens: Vom Tod – als Folge und Strafe der Sünde von P. Strömmel. 5). Mittwoch abends: Das jungste Gericht von P. Becker. 6). Donnerstag morgen: Die Hölle von P. Eberle. 7). Donnerstag nachmittag: Über den öftern Empfang der hl. Sakramente der Beicht und Kommunion als Mittel der Beharrlichkeit von P. Greiner. Den Schluß bildete eine Prozession zum hl. Kreuz am Donnerstag nachmittags. Abends Predigt vom hl. Herzen Jesu von P. Scherr, Weihe an dieses göttliche Herz und Segen mit dem Allerheiligsten.

Man muß bekennen, daß die Leute große Opferwilligkeit an den Tag legten, besonders da die Landleute in dieser Zeit schon von den verschiedensten Arbeiten in Anspruch genommen sind. Einzelne sind bis 40 Werst dahergekommen, andere standen stundenlang am Beichtstuhl und warteten geduldig zu, bis sie endlich die Reihe traf. Dabei beschah es doch, daß viele wieder auf den anderen Tag warten mußten, da die Beichtväter die Arbeit unmöglich zwingen konnten. Solche Geduld zeigte nicht etwa nur das fromme Geschlecht; Frauen und Jungfrauen, sondern beinahe in gleicher Weise Männer und Jünglinge. Die Blumenfelder mußten bei all dem noch eine andere wahrhaft christliche Tugend leuchten lassen, nämlich die Gastfreundschaft, indem ihre Häuser und Höfe Tag und Nacht mit Fremden angefüllt waren. Der Schreiber dieser Zeilen wünscht Ihnen dafür reichen und bleibenden Nutzen aus den hl. Missionen und besonders, daß sie durch eine gute Ernte in den Stand gesetzt werden, ihre neue

Kirche, die im Rohbau fertig ist und recht schön zu werden verspricht, auch innerlich so auszuschnücken, wie es für ein Haus Gottes geziemt. B. – r .

Klemens, Nr. 40 vom 4. Juli 1901, S. 308-309.

Blumenthal. (Gouv. Taurien.)

Blumentahl ist eine der schönsten Kolonien an der Molotschna, zählt 58 Groß-, 6 Kleinwirte und 14 Kleinhäusler.

Das Bet- und Schulhaus der Kolonie Blumenthal befand sich seit 1848, in welchem Jahre – wie ich mir sagen ließ – solches erbaut worden, um 90 Faden über der Mitte der Kolonie nach dem oberen Ende.

Bis zum Jahre 1880 stand solches Bethaus ohne weiteres, nun aber sollte dasselbe, weil es baufällig geworden, einer Remonte unterzogen werden. Es wurde zu dem Behufe die Gemeinde versammelt, wo es sich herausstellte, daß nicht alle Gemeindeglieder willens sind, das alte Bethaus zu remontieren, der Teil der Gemeindeglieder, der die 90 Faden weiter nach dem Bethause zu gehen hatte, verlangte, das alte Bethaus niederzureißen und in der Mitte der Kolonie ein neues zu erbauen, was auch endlich das Richtige gewesen wäre; der andere Teil der Gemeinde wollte von Verwerfung des alten Platzes nichts wissen, und somit bildeten sich zwei ziemlich gleiche – nämlich die obere und die untere – Parteien. Es konnte also nichts beschlossen werden, und alles blieb beim alten.

Bis Eingang der 90-er Jahre aber war das Bethaus so in Verfall gekommen, daß es von der Behörde – um etwaiges Unglück zu verhüten – geschlossen werden mußte; es durfte darin weder Betandacht noch Schule gehalten werden.

Endlich Ausgang der 90-er Jahre, einigten sich die Parteien, ein neues Bet- und Schulhaus zu erbauen, doch um den Platz konnte durchaus keine Einigkeit getroffen werden, indem eine

jede Partei hartnäckig das Ihrige behauptete, und zwar die obere den alten Platz, die untere Partei dagegen die Mitte der Kolonie. Nun fügte es sich, daß der Landvogt nach Blumenthal kam; dieser bewog die Parteien, um den Platz das Los zu werfen; endlich einigte man sich dahin, und das Los bestimmte den alten Platz.

Nun könnte man meinen, der Parteihaß wird das Seinige tun und dem Baue des Bethauses Stockungen verursachen, doch im Gegenteil – ich muß es zur Ehre der Blumenthaler Gemeinde sagen; nach der Entscheidung durch das Los war weder Unwille noch Parteihaß zu merken, man ging mit Eintracht, Fleiß und Lust ans Werk und erbaute ein Bet- und Schulhaus.

Letzteres aber ausführlich zu beschreiben – was ich der Gemeinde Blumenthal zur Belobung gerne getan hätte – würde mich zu weit führen, deshalb fasse ich mich kurz und sage nur, daß das Blumenthaler Bet- und Schulhaus sehr schön und massiv gebaut ist, und daß solches als Mustergebäude gelten kann.

Weil ich an einem Sonntage in Blumenthal war, ging ich auch in die Betandacht und hatte somit auch Gelegenheit, die Ausschmückung des Betsaales in Augenschein zu nehmen. Weil ich mich schon einmal kurz fassen muß, so sei nur gesagt, daß die Ausschmückung des Betsaals eine sehr prachtvolle ist und an ihr nichts zu wünschen bleibt. An all diesem kann man sehen, daß in Blumenthal unter den Menschen, Christentum, Eintracht und Liebe herrscht.

Das einzige, was mir in Blumenthal mißfiel, ist die unsinnige Pufftracht der Kleider bei dem weiblichen Geschlechte. Ich sah daselbst einige Personen, die hatten ihre Menschengestalt durch Puff und Spitzen so verunstaltet, daß sie einer Fratze glichen.

Ein Katholik.

Klemens, Nr. 51 vom 19. September 1901, S. 397.

Christina. Gouv. Cherson.)

Wie einen doch der Zufall manchmal zur größten Aufmerksamkeit auffordert.

Vor einigen Jahren durchwanderte ich im südlichen Teile Rußlands (Cherson. Gouv.) mehrere Dörfer, worunter sich auch zufällig ein deutsches Dorf mit dem Namen Christina kennen lernte.. Ich beschaute dasselbe von außen und von innen und dachte: „O armes Dorf, was wird wohl aus dir noch werden?“ Es war mit Recht arm, aber nur an zeitlichem Besitztum. Dagegen war es reich an anderen Gütern, die viel höher zu schätzen sind, als alles Besitztum, alle Schätze, die Motten und Rost zernagen. Es herrschte unter den Einwohnern des obenbenannten Dörfchens Friede, Aufrichtigkeit, Treue und Nächstenliebe in solchem Gnade, wie es nur die schreibende Hand zu schildern vermag. Und mit Recht konnte man sagen: Der Teufel fand keinen Platz, um seinen Samen des Unkrautes wie: Haß, Neid, Zwietracht, Zank und Streit auszustreuen. Wahrer Friede herrschte in allen Ecken. Man baute ein nicht großes Bethaus, und dieses brachte Segen. –

Nach Verlauf von 10 Jahren war ich genötigt wegen besonderer Angelegenheiten Christina wieder zu besuchen. Aber in einer ganz anderen Lage fand ich es jetzt. Alles war geändert. Die schönsten Wohnhäuser zierten jetzt das Dorf. Sie hatten einen Priester, für den ebenfalls ein schönes Pfarrhaus nahe bei dem Bethäuschen aufgebaut war. Kurz es glich einer blühenden Rose und keinem armen Dörflein mehr, das von einigen Jahren einem armen Chutor glich. Im Jahre 1898 traf es sich, daß ich wieder an diesem Christina auf der westlichen Seite vorüberreiste. Und es kam mir der Gedanke auszurufen: Einer Stadt gleicht Christina, aber keinem Dorfe mehr! Dabei dachte ich: wie glücklich bist du Christina! In dir wohnt Friede, herrscht Nächstenliebe und Einigkeit. Mit wem soll ich dich noch vergleichen? Du bist eine liebliche Rose, eine Blume, die nie verwelkt. Ich konnte es nicht

unterlassen, nahm mein Notizbuch aus der Tasche und schrieb mir zum Andenken Christina, die Blume unter allen, ein. Mit diesem setzte ich meine Reise weiter bis spät in die Nacht hinein. Endlich kam ich in eine Stadt, wo ich in ein Gasthaus einkehrte und mich von dem Wirte bewirten ließ. Der Wirt ließ sich mit mir in ein Zwiegespräch ein. Nach kurzer Zeit gesellten sich noch mehrere Gäste zu uns beiden. Wir kamen auch bald auf das Dorf Christina zu sprechen. Ich hob seine Schönheit, Einigkeit und all das, für was ich es ansah, hervor, wurde aber in meiner Rede von einem Manne aus unserer Mitte unterbrochen: „Freund! Sie haben noch wenig erfahren. Sie haben das Christina nur wie im Träume beschaut. Ich versichere Sie, Sie hätten mehr gesehen, wenn Sie dasselbe gründlich durchforscht hätten. Armut und Jammer ist jener Menschen Los, weil keine Nächstenliebe unter ihnen herrscht. Ein jeder Mensch bringt die Anlage zu seiner geistigen und körperlichen Entwicklung mit sich auf die Welt. Ohne Mitwirken aber bleibt der Mensch ein Krüppel an Geist und Körper sein ganzes Leben. Nicht allen Christinern ist das Glück gegeben, reich zu sein! Nicht alle dürfen behaupten, daß das ihr Eigentum ist, was sie besitzen. Mit Recht gilt hier das Sprüchlein: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Sie kamen durch ihren Unfrieden so weit, daß der eine Teil jener von Ihnen so gut geschilderten Gemeindeglieder alles verkauft hat, weil es bei ihnen nicht mehr anders möglich war zu leben. Viele von ihnen gingen in die Welt hinein, um mehr und bessere Ruhe zu finden, ohne darauf zu achten, daß der Mensch nicht auf diese Welt gerufen ist, um nur für das Wohlsein des Leibes zu sorgen, sondern vielmehr für sein Seelenheil zu wirken. Christina wäre gerade der geeignete Ort, um letzteres zu erfüllen; denn sie besitzen bis auf die heutige Stunde das Glück, in ihrer Mitte einen Priester zu haben, der ihnen zu jeder Zeit das Erforderliche zum Seelenheile spendet, was nicht überall der Fall ist. Es gibt körperliche und sittliche Not in Christina ohne Zahl. Wie sorgt

aber hierfür Christina? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Christiner Gemeinde etwas näher betrachten. Bekanntlich bildete sich diese durch freiwillige Beisteuer ein Kapital von über 1000 Rbl. Mit diesem Gelde sollte geholfen werden, wenn jemand in selbiger Gemeinde in Not kommt.

Leider ist die Sache anders. Das Geld ist gerade zum Untergange der Armen. Einige Reichen haben das umliegende Land nur für sich gepachtet. Den Armen dagegen blieb nichts weiter übrig, als den Herren Gelder zu zahlen. So ist die Nächstenliebe Ihrer geschilderten Gemeinde Christina. Noch ist dabei nicht zu verheimlichen, daß die Christiner sich in zwei verschiedene Lager spalten, welche sich feindlich gegenüber stehen. Auf der einen Seite stehen die Besitzenden, auf der anderen dagegen die Besitzlosen. Soll also die zwischen beiden Lagern liegende Straße nicht zum Kampfe führen, so müssen beide sich durch die Brücke der Liebe wieder mit einander verbinden.“

Ganz beschämt sah ich mich eines andern überwiesen. Ich fühlte mich innerlich bewogen, solches durch die Zeitschrift „Klemens“ zu verbreiten, damit sich andere Gemeinden daran spiegeln möchten, die noch mit der Kranze der Nächstenliebe umwunden sind, damit sie dem Teufel keinen Raum geben, seinen Samen der Zwietracht und des Neides unter ihnen auszustreuen wie eben bei den Christinern.

J. R.

Klemens, Nr. 41 vom 11. Juli 1901, S. 318.

Christina. (Gouv. Cherson.)

Am 4., 5. und 6. September war unsere weiterstreute Expositur Zeuge eines ungewöhnlichen Festes. Es wurden nämlich auch bei uns die hl. Missionen gelegentlich des Jubiläums abgehalten. Zehn Priester des Landauer Dekanats waren zugegen.

Es zeigt dies gewiß von der großen Liebe und Opferwilligkeit unserer deutschen Priester zu unserer deutschen Volke, da ja alle geistlichen Herren von Christina weit weg wohnen, - der nächste ca. 30 Werst. Es mag denn für die Priester auch tröstlich gewesen sein, als sie sahen, wie die Gläubigen der Pfarrei ihrer Liebe und Aufopferung freudigst entgegenkamen, indem dieselben an den drei Tagen von nahe und fern zusammenströmten. Ja die meisten waren von 15, 30 ja 60 Werst dahergekommen. So eine große Volksmenge hat das Dörfchen Christina seit seinem Bestehen wohl erst das zweite Mal gesehen (das erste Mal bei der Firmungsreise unseres H. H. Bischofs anno 1896.) Das leider kleine Kirchlein konnte die Menge nicht aufnehmen. Mit übermenschlicher Anstrengung mußten die Beichtväter vom frühen Morgen bis spät in die Nacht im Beichtstuhl zubringen, um die Beichtenden zu zwingen, besonders da viele, die 30-50 Werst daherreisten, die Not der Familie und Wirtschaft rasch zurückrief. Einzelne, die am Vormittag durchaus nicht zum Beichten ankommen konnten, blieben zum Nachmittag nüchtern, um dann zu beichten und die Jubiläumskommunion zu empfangen. Andere, die weit von dem Priester abwohnen und ihn selten im Jahr in ihrer Mitte sehen, hielten treulich die drei Tage aus und empfangen die hl. Kommunion etlichemal. Ja, es war eine ergreifende Feier, die sich in unserem Kirchlein vollzog. Ich hätte gerne alle Katholiken, die in den Dörfern wohnen und stets den Priester in ihrer Mitte haben, hierhergewunschen, damit sie hier Eifer im Anhören des Wortes Gottes lernten. Es war geradezu rührend mitanzusehen, mit welcher Aufmerksamkeit und Andacht den Worten aller Predigten gelauscht wurde. Solcher Eifer muß gewiß die Gnade des Himmels auf unsere arme Erde herniederziehen. Lange werden die Christiner und ihre von allen Seiten herbeigeeilten Freunde dieses liebe Fest und auch die Liebe und Aufopferung unserer Priester nicht vergessen. Gebe Gott, daß

alle diesen guten Willen bewahren, den sie bei Gelegenheit der hl. Mission an den Tag legten.

Klemens, Nr. 52 vom 26. September 1901, S. 405.

Chutor Rejewka. (Kreis Alexandrien.)

Vor dem Gebrauche des Saccharin als eines Stoffes, welcher der Gesundheit schädlich ist, wurde schon im „Klemens“ gewarnt. Beispiele aus der Erfahrung beweisen, daß diese Warnung nicht unbegründet ist. Der russische Bauer A. Lobosch und dessen Frau aßen Brot, das sie mit Saccharin bestreuten. Doch alsbald stellten sich so schlimme Anfälle ein, daß die beiden wohl gestorben wären, wenn nicht schleunigste Hilfe sie gerettet hätte. Möge doch auch dieser Fall allen zur Warnung dienen, sich von der Anpreisung des Saccharin, der 200 – 500 mal süßer sein soll als Zucker, nicht verführen zu lassen. Saccharin wird nur für Zubereitung von Arzneien verwendet und soll zu anderen Zwecken nicht gebraucht werden.

Klemens Dinjus.

Klemens, Nr. 22 vom 28. Februar 1901, S. 170.

Chutor Woltschy. (Gouv. Cherson.)

Wie früher, wurde auch heuer auf Anregung unseres unermüdlichen Verwalters, Herrn F. Weicherl, der schon so manches Schöne und Lehrreiche bei uns eingeführt hat, am vergangenen heiligen Weihnachtsfest für die Schulkinder ein Christbaum geschmückt. Zu dieser Festlichkeit wurden auch Erwachsene, Männer und Frauen eingeladen, um gemeinsam diesen hohen Tag zu heiligen. Es wurden bei dieser Gelegenheit viele schöne Lieder gesungen, die sich für den heiligen Abend eignen. Sowohl auf Kinder als auch Erwachsene hat diese Feierlichkeit den größten Eindruck hervorgebracht. Für diese

paar schönen Stunden verdient unser Herr Verwalter den größten Dank, um so mehr, da er alles auf seine Rechnung nahm. Während man anderorts über die Verwalter klagt, können wir von unserem nur Lobenswertes sagen. Als Herr Weicherl im Jahre 1893 bei uns die Stelle antrat, war unter uns großer Zwist und Hader. Bald hat er Friede und Einigkeit wieder hergestellt. Man kann ihn mit Recht einen Friedensstifter nennen. Er macht keinen Unterschied zwischen reich und arm, ihm sind alle gleich. Er ist ein Muster der Rechtschaffenheit und Sparsamkeit und kann als Beispiel für andere dienen.

Klemens, Nr. 24 vom 14. März 1901, S. 186.

Demitrowka. (Gouv. Cherson.)

17. September 1900. Mit großer Mühe und vielen Sorgen hat der Bauer seine Arbeit in diesem Jahre geendet, und große Sorgen stehen ihm noch während des ganzen Jahres bevor; denn die Ernte ist bei ihm sehr schwach ausgefallen, und die Grundbesitzer halten fest an ihren Landpreisen; sie schauen nicht darauf, daß es eine schwache Ernte ist, und fordern 7–10 Rbl. pro Desjatine. Es ist daher nicht wunderlich, daß bei uns im Süden bis Oktober Monat gegen 300 Familien nach Amerika auswandern, um dort ihr Glück zu suchen. Es ist wirklich nicht mehr möglich, bei diesen Landpreisen und schwachen Ernten durchzukommen. In jeder Kolonie kommen wöchentlich zwei bis drei Versteigerungen vor. Was der arme Mann mit saurem Schweiß erworben hat, was er teuer bezahlt hat, geht um einen Spottpreis weg. Für eine Kuh zahlt man 10–12 Rbl., für einen Wagen, der 70 Rbl. gekostet hat, gibt man 25 Rbl. So steht es auch mit den Pferden. Wie soll man also bei solchen Verhältnissen noch bestehen können? Gehen wir zwanzig Jahre zurück, so finden wir eine ganz andere Welt. Die Desjatine Land kostete 2–3 Rbl., und die Fruchtpreise standen gut.

Schauen wir in die Zukunft, so erscheint und alles in trostlosem Zustande. Möge doch der liebe Gott fürs nächste Jahr seine milde Hand aufthun und uns eine bessere Ernte bescheren.

Johann Renner.

Klemens, Nr. 4 vom 25. Oktober 1900, S. 30.

Dschankoj.

25. Januar 1901. Hier in der Krim ist so schönes Wetter, als wenn es im Maimonat wäre. Am 22. Januar sind die Kinder barfuß in die Schule gegangen und haben im Freien barfuß Ball gespielt. Seit dem 20. Januar säet man hier schon. Obwohl hier die Saat immer viel früher bestellt wird wie im Norden, so ist es doch selten vorgekommen, daß man im Januar bereits ins Ackern gefahren ist.

Klemens, Nr. 19 vom 7. Februar 1901, S. 146.

Elsaß. (Gouv. Cherson.)

In der 1. Nr. der „Klemens“ diesen Jahres konnte man unter andern Verbrechen aus der Kolonie M. Kirchendiebstahl verzeichnet finden. Nun scheint diese Epidemie des Kirchenraubes sich verbreiten zu wollen. Am 16. November, einige Minuten vor 12 Uhr mittags war der Küster in der Kirche, um nach der ew. Lampe nachzusehen. Derselbe bemerkte nichts Verdächtiges, und alles war in Ordnung. Um 3 Uhr kam der Küster wieder in die Kirche, und sogleich beim Eintritt in dieselbe sah er, der Opferkasten des 2roten Kreuzes“ lag aufgebrochen und des Inhaltes beraubt auf dem Boden. Herr Pfarrer säumte nicht, diesen Vorfall der Obrigkeit zu berichten. Verdächtigt des Diebstahls ist niemand. „X.“

Klemens, Nr. 11 vom 13. Dezember 1900, S. 87.

kein Gedanken, um so weniger, da die Hilfe der Menschen gänzlich fehlte. Die zu Hause gebliebenen allen Männer waren toll und voll getrunken. Zudem hatte der Vorsteher, der die Gemeindepost selbst inne hat, trotz der Strenge der Feuerassekuranzregel nur ein Pferd zu Hause und schlug weder im Dorfe noch in den Nachbarskolonien Alarm, so daß erst am Abende Hilfe kam, als bereits 20 Hofplätze in Asche verwandelt waren. Beim Eintreffen der Auswärtigen fand man in Göbel zwar Feuer und Not in der schlimmsten Weise; allein die Leute schauten mit der größten Kaltblütigkeit darauf und sagten einfach: „Es soll brennen!“ Als der Obervorsteher und Kreisschreiber dagegen Einsprache erhoben und zu löschen befahlen, da kamen die zwei Herren schön an. Die gröbsten Schimpf- und Fluchwörter mußten sie anhören. Ja, den Schreiber steinigte man, so daß er Reißaus nahm, und auch der Obervorsteher mußte sich verstecken, da die Bosheit der Göbeler immer stärker wurde und sie mehr Lust und Lieb' zum Totschlagen hatten, als zum Feuer und Brand löschen. So kam es, daß die Feuersbrunst sich von selbst einstellte und zwar am Ende des Dorfes. Der Schaden beläuft sich auf circa 20,000 Rubel. Die Assekuranzregeln der Wolgakolonien vom 8. Juli 1864, bestätigt vom Minister der Reichsdomänen, unterscheiden sich von denjenigen der südlichen Kolonien dadurch, daß an der Wolga laut § 1 jede Kolonie selbst ohne Beteiligung der Wollostgemeinden, ihre Abgebrannten in allen den Fällen entschädigt, wenn der Verlust in gegebenem Falle nicht den zwanzigsten Teil des versicherten Vermögens der Kolonie übersteigt. Nur der diese Norm übersteigende Schaden wird auf die Wollost verrechnet. Auch ist's bedauernswert, daß die Mobilien und sonstigen Geräte nicht versichert werden, sondern nur die Gebäude innerhalb des Dorfes. Kommunalgebäude sind ebenfalls ausgeschlossen. Es fehlte nicht viel, so wäre auch die Kirche, das Pastorat und das Schulhaus ein Raub der Flammen geworden. Obwohl den Gemeinden die Instandhaltung der

Feuerlöschgeräte schön sehr hoch zu stehen kommt, so ist an Ort und Stelle doch keine Pünktlichkeit, und zur Zeit der Not fehlt die Hilfe. Der Wasserschoppen zu Göbel war noch recht fest zugesteckt, die Feuerspritze ohne Wasser und die betreffenden Arbeitskräfte waren nicht da. Die Göbeler sind halt Menschen, denen das allgemeine Wohl und Wehe ihres Nächsten nicht so sehr am Herzen liegt. Krafter und Semenowkaer Einwohner leisteten Göbel die erste und größte Hilfe, obwohl die Göbeler nach ihrem Benehmen es gar nicht verdienten.

Klemens Weiß.

Klemens, Nr. 31 vom 2. Mai 1901, S. 239.

Göbel. (Gouv. Saratow).

In Nr. 31 I. J. Seite 239 steht ein Artikel über den am 9. April d. J. ausgebrochenen Brand in Göbel, unterzeichnet von einem gewissen „Klemens Weiß“. Der ganze Artikel, werter Leser, ist – einige Sätze ausgenommen – im Grunde genommen, nichts anderes, als einfach eine „gedruckte Lüge.“ Es bereitet mir gerade kein Vergnügen, diesem Herrn auf solches Zeug zu antworten, aber es handelt sich ja um die Ehre und den guten Namen einer ganzen Gemeinde.

Unter anderem schreibt Herr Weiß: „Zum Unglück hatten die Alten an dem Tage gerade die Remontierung der Pfarrkirche an den Meister abgegeben, so daß ein Gemeindemagaritsch zum Besten der Bauleute gegeben wurde.“ Guter Mensch, wo haben Sie denn dieses erfahren? Man sagt gewöhnlich: „Aus nichts wird nichts“; nun sehe ich aber ein, daß aus nichts doch etwas werden kann; Weiß hat mich eines Besseren belehrt.

Der Remont wurde, Herr Weiß, merken Sie auf, nicht am 9. sondern am 10. April, also nach dem Brand, im örtlichen Pastorat vom betreffenden Pfarrgeistlichen und zwei Bevollmächtigten der Gemeinde dem Meister übergeben; die „Alten“ wußten gar nichts

davon; an Magaritsch wurde nicht einmal gedacht, geschweige denn getrunken. „An Rettung“, schreibt Herr Weiß weiter, „war bei einem solchen starken Winde kein Gedanken, um so weniger, da die Hilfe der Menschen gänzlich fehlte“. Der erste Teil Ihres Satzes ist wohl wahr, denn jenen Wind am genannten Tage kann man wohl zu den stärksten zählen, die überhaupt bei uns vorkommen; aber woher wissen Sie genau, daß „die Hilfe der Menschen gänzlich fehlte?“ Allerdings fehlte die Männerkraft, die auf dem Felde tätig war, aber immerhin bleibt Ihre Behauptung als nackte Unwahrheit dastehen. Wenn der Feuerwehrwächter sofort zwei Spritzen besorgte und mit zwei Fässern beständig Wasser herbeifuhr, wenn die im Dorfe noch befindliche Mannschaft mit dem Obervorsteher an der Spitze sich bemühte, mit Haken die Gebäude niederzureißen, wenn die Frauen die umliegenden Brunnen alle leer zogen, um die Spritzen vollends in Tätigkeit zu erhalten – da wollen Sie noch schreiben, „die Hilfe der Menschen fehlte gänzlich!“ Herr Weiß, wo haben Sie den Ihr Gewissen? oder sind die Obervorsteher und die Göbeler keine Menschen? Wenn Sie dieser Meinung sind, dann glaube ich er Ihnen gerne, daß die Hilfe der Menschen fehlte.“ Sie schreiben ferner: „Zudem hatte der Vorsteher, der die Gemeindepost selbst inne hat, trotz der Strenge der Feuerassekuranzregel nur ein Pferd zu Hause“ u. s. w. Ja, was wollen Sie uns denn eigentlich damit sagen? Das ist aber des Blödsinnes doch schon zu viel. Sie wissen wohl nicht, daß Gemeindepost und Feuerwehrwacht zwei verschiedene Begriffe sind, und daß der Gemeindejemschik sich um die Feuerwacht und somit um die Feuerassekuranzregeln so wenig zu kümmern hat, wie Sie um den Remont der Göbeler Kirche sich zu kümmern haben? „Der Vorsteher schlug keinen Alarm im Dorfe“ u. s. w. Was wollen Sie denn für einen anderen Alarm, als beim Ausbruche des Brandes sofort alle Glocken läuten lassen? Sind Sie vielleicht Musikant? Wären Sie dann gekommen und hätten gedudelt! Werter Leser, ich bringe Dir nun zwei Sätze

des Herrn Weiß, die Du selbst beurteilen magst, wie beide auf einander harmonieren: „so daß erst am Abende Hilfe kam, als bereits 20 Hofplätze in Asche verwandelt waren“ und „Krafter und Seminowkaer Einwohner leisteten Göbel die erste und größte Hilfe“. In Göbel sind überhaupt nur 20 Höfe abgebrannt, was die übrigen 6 Strohdächer betrifft, so waren diese eher verbrannt, als die Gelände der Wirte. Wenn nun diese 20 Höfe schon in Asche verwandelt waren, bis zum Abende Hilfe kam, wie konnten denn dann die Krafter und Seminowkaer die „erste und größte Hilfe“ leisten, da ja dann nichts mehr zu thun war? Da muß doch ein jeder einen Widerspruch herausfinden. Wo hat denn Herr Weiß seine Logik? Ferner schreibt Herr Weiß: „Die Leute schauten mit der größten Kaltblütigkeit drein und sagten: „Es soll brennen“. Wie aus Ihren früheren Behauptungen, so geht aus letzter ganz deutlich hervor, daß Sie die Hyperbel auch da anwenden, wo die Ehre einer ganzen Gemeinde darunter leidet. Sollte auch der eine oder der andere Taugenichts solches oder ähnliches gesprochen haben, so können Sie immerhin nicht schreiben „die Leute.“ Ich war Augenzeuge des Geschehenen, habe aber desgleichen Reden nicht gehört.

Allerdings standen im ersten Augenblick die Leute, aller Geistesgegenwart bar, was sich ganz leicht erklären läßt, wenn man bei einem solchen Winde den Ruf „Feuer, es brennt“ hören muß. Eine schöne „Kaltblütigkeit“, wenn man vor Schrecken nicht weiß, was anfangen! „Der Wasserschoppen zu Göbel war noch recht fest zugesteckt und die betreffenden Arbeitskräfte waren nicht da.“ Auch nicht eine Silbe Wahrheit ist darin enthalten. „Die Göbeler“, schreibt der Herr Weiß, noch zum Schlusse, „sind halt Menschen, denen das allgemeine Wohl nicht so sehr am Herzen liegt“. Die Göbeler sind wohl gerade keine vollkommene Geschöpfe, an denen nichts mehr zu wünschen übrig wäre, im Gegenteil sie haben auch ihre Fehler und Laster,

wie auch die anderen Kolonier, besonders fürchte ich, würden sie die Nächstenliebe verletzen, wenn Sie, Herr Weiß, einmal in der Nacht in Göbel sich sehen ließen, und die Göbeler wüßten, daß Sie der Verfasser des Artikels seien; aber das kann ich Ihnen sagen: „Kein Göbeler wird so gewissenlos sein, die Ehre, den guten Ruf einer ganzen Gemeinde zu untergraben suchen bei Tausenden von Personen, wie Sie es gethan haben. Zum Schlusse bitte ich alle Klemensleser um Entschuldigung, falls ich manchen nicht ganz wählerisch in den Ausdrücken gewesen bin, denn „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil“.

Und Sie, Herr Klemens Weiß, lassen Sie sich eine Warnung sein, ohne alle Kenntnis einer Sache ganz unbesonnen solches Zeug aller Welt ausposaunen, und überlegen Sie folgenden Spruch: „Vom Hören Sagen wird einem gern auf den Mund geschlagen.“

Klemens Schwarz.

Klemens, Nr. 38 vom 20. Juni 1901, S. 293-294.

Göbel. (Gouv. Saratow.)

Als Ergänzung zur Göbeler Brandkatastrophe in N^oN^o 31 und 38 dieses Blattes möge folgendes dienen. Ein Sprichwort sagt: „Schwarz uns Weiß scheid' die Leut.“ Die Anwendung dieses Sprichwortes dürfte hier wohl am Platze sein, insbesondere wenn der geneigte Klemensleser zwischen den beiden Artikeln einen Vergleich zieht. „Klemens Weiß“ rügt das Laster und stellt es an den Pranger, damit der Übelstand gebessert und nicht mehr vorkommen soll. „Klemens Schwarz“ verteidigt in starken Worten die Nüchternheit der Göbeler. Ja er behauptet: „Die Korrespondenz von „Klemens Weiß“ ist nichts anders als eine gedruckte Lüge.“ Wie ist nun dem? Niemand will doch gern ein Lügner sein! Ich meinerseits erlaube mir, hier einige Berichte über den Brand von Augenzeugen folgen zu lassen. Um allen Zweifel

bezüglich der Wahrheit dieser Berichte zu entfernen, habe ich von Augenzeugen Unterschriften genommen, sie vom Vorsteher bescheinigen lassen und der geehrten Redaktion des „Klemens“ zugesandt. Man lese und urteile also. 1) Am 8. Mai traf ich einen Gobeler Mann in K. und fragte ihn bezüglich meines Berichtes über die Bandkatastrophe in № 31 des „Klemens“ und erhielt die Antwort: „Das ist volle Wahrheit, nur mit Ausnahme der Remonte der Kirche, die zwar am 9. April besprochen, aber endgültig erst am 10. April dem Meister abgegeben wurde. Der Magarytsch verwandelte sich bei dieser Gelegenheit in ein Bauchfest, wie dergleichen nicht selten bei uns in Göbel sind. 2) Ein Augenzeuge der Katastrophe bezeugt: „Der Artikel im „Klemens“ № 31 ist vom Anfange bis zum Ende die reine Wahrheit.“ 3) Ein Polizeiaufseher, der dabei war, sagt dasselbe, was der in Punkt 2. 4) Der Augenzeuge J. B. behauptet, daß der Artikel in № 31 über den Brand die lautere Wahrheit enthält. 5) Ebenso aus J. W. „Aus dem Munde des Geistlichen habe ich vernommen, daß am 9. April die Remonte der Kirche besprochen wurde, und alle infolge des Madarytsch toll und voll betrunken waren. Man befürchtete am 10. das Zustandekommen des Kontraktes.“ 6) Am 14. Mai hatte sich J. Schr. beim Untersuchungsrichter wegen Unfug beim Göbeler Brand zu verantworten. 7) Am 15. Mai hat das Semenowkaer Wolostgericht eine Person zu 15 Tagen und einige andere zu 2-3 Tagen Arrest verurteilt wegen Unregelmäßigkeiten bei dem Brande. Das sind lauter Tatsachen, Herr Schwarz, die sich nicht wegleugnen lassen. Was sagen sie nun dazu?

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen zu ihren Ausführungen. Ich bin kein Musikant und will auch keiner sein; aber wenn Sie glaubten, daß das Dudeln die Leute zum Brandlöschen herbeigerufen hätte, so hätte ich es mit dem größten Vergnügen getan. Die Sache wäre zum ewigen Andenken geworden. Auch hätte der Vorsteher nicht nötig gehabt, in die

nächsten Dörfer die Kunde zu bringen: „Zu Hilfe! Es brennt in Göbel!“ Die Semenowkaer und Krafter Männer, welche zu Hilfe kamen, indem sie die Flammen vom Felde aus sahen, hätten jetzt nicht nötig, über deren Aufschneiderei zu lachen. „Nur 20 Höfe sind verbrannt.“ Da liegt eben der Hase im Pfeffer, Herr Schwarz, wären diese Männer nicht gekommen, dann wäre vielleicht ganz Göbel ein Raub der Flammen geworden. Wozu mußten denn diese Männer über Nacht an Ort und Stelle bleiben. Es war wohl etwas zu tun. Empfehle ihnen zum Schlusse noch den Spruch des Psalmisten zur Betrachtung: „Lügende Lippen sind dem Herrn ein Greuel, die aber aufrichtig handeln, gefallen ihm.“

Klemens Weiß.

Klemens, Nr. 52 vom 26. September 1901, S. 405.

Guze. (Gouv. Poltawa.)

Im Jahre 1890 übersiedelten an 40 Familien unserer deutschen Kolonisten aus dem Jekaterinoslawschen nach dem Poltawschen Gouvernement, wo sie ein Landgut von einigen Tausend Dessjatinen ankauften und zwei Kolonien gründeten. Die Schließung der Kaufakte wurde auf den 1. Oktober desselben Jahres bestimmt, an welchem Termine auch die Auszahlung des Geldes für genanntes Grundstück stattfinden sollte.

Man schritt also zur Aussaat, und als diese beendet, ging's ans Bauen. Wer da Gelegenheit hatte, dem Tun und Treiben der Ansiedler zuzusehen, mußte glauben, dieses seien grundreiche Leute; es wurden bei mehreren solch großartige Gebäude aufgeführt, wie man es selten bei einer neuen Ansiedlung sieht.

Endlich waren die Gebäude meist fertig, auch der 1. Oktober, die Zeit der Schließung der Kaufakte und der Geldauszahlung fürs Grundstück war herangerückt, und viele unserer Herren Ansiedler, hauptsächlich jene, die die großartigsten Gebäude aufgeführt und schöne Federwagen angeschafft hatten,

entpuppten sich als Landkäufer ohne Geld. Ihr fließendes Kapital, welches für das angekaufte Land bestimmt gewesen, war für die schönen Gebäude, für Federwagen und sonstige Luxussachen draufgegangen, ehe sie solches gewahr wurden. Die Ernte war eine schwache und reichte kaum, die Arbeiter zu bezahlen. Das Glück unserer deutschen Ansiedler war, daß sie einen milden und langmütigen Edelmann – von dem sie ihr Landgut gekauft – trafen, der ihnen, ohne ausbezahlt zu sein, die Kaufsakte gab und ihnen die Zahlung stundete.

Die Jahre von 1891–1895 waren für einen jeden Ackerbautreibenden schlimme, indem die Getreidepreise sehr niedrig standen, und unsere Ansiedler mit ihren schönen Gebäuden und Federwagen waren durchaus nicht im stande, ihren Edelmann, der sehr mildherzig mit ihnen handelte, zu bezahlen. Endlich im Jahre 1895 verlangte der Edelmann, bezahlt zu werden, und seine großmütige Geduld und Nachsicht war zu Ende.

Aber unsere Herren Ansiedler waren klug und wußten sich zu helfen. Sie erhöhten die Verpfändung ihres Grundstücks von 38 auf 71 Rbl. eine jede Desjatine und konnten nicht nur ihre Schuld tilgen, sondern hatten auch noch etwas Taschengeld, und man konnte wieder ohne Sorgen leben.

Die Ernten der letzten 4–5 Jahre, waren bei den Guzener Kolonisten befriedigende, die Getreidepreise mittelmäßige, und der Zahlungsliebende und Sparsame konnte seinen Zahlungen nachkommen und tat es auch. Für den Verschwender und Luxusliebenden war es aber wieder unmöglich, seinen Zahlungen in der Landbank nachzukommen, und er verschob die Zahlung von einem Jahre zum andern, und die Schuld häufte sich dermaßen, daß die Bank nun keine Frist mehr gibt und das Grundstück der zwei Guzener Kolonien wird, scheint es, unter den Hammer kommen, wobei der fleißige, strebsame Mann sein Heim

und alles Vermögen ebenso gut verliert wie der Verschwender, und dieses kommt daher, weil sie unter sich gemeinschaftliche Verbindung haben. Ist solches aber nicht himmelschreiend!

Könntest Du aber, mein lieber Klemensleser, an einem Sonn- oder Feiertage nach Großguze kommen, so würdest Du nicht glauben, daß diese Kolonie so am Ruine steht!

Unlängst an einem Sonntagnachmittage kam es mir in den Sinn, dahin zu fahren; dabei hatte ich auch die Gelegenheit, mit einem dortigen Wirte die Straße der Kolonie zu durchschreiten. Wir begegneten vielen auf Vorsitz gehenden Personen, – aber oho! eine Kleidertracht kann man hier sehen, wie nirgends; hauptsächlich bei dem Weibergeschlechte. Besonders fielen mir zwei im Alter schon ziemlich vorgerückte Frauen auf, deren ich hier erwähnen muß; dieselben hatten solche Puffen an der Ärmel der Jacke. Kaussel(?) und Spitzen an den Röcken, daß es eine Art hatte, und es fehlte ihnen nichts mehr, als der Hut mit dem Federstrauße, und die Pariser Stadtdamen wären fertig! Als wir an genannten, mit überflüssigem Putz behängten Damen vorüber waren, sagte der mich begleitende Wirt: Dieses sind stolze Frauen und durch diese und noch mehrere solche muß ein mancher sein Vermögen verlieren, denn diese schulden noch ihre Bankzahlungen. A. B.

Klemens, Nr. 10 vom 6. Dezember 1900, S. 77-78.

Guze. (Gouv. Poltawa).

Im verflossenen Jahre erschien im „Klemens“ ein Artikel, woraus man entnehmen konnte, daß das Grundstück der zwei Gusener Kolonien wahrscheinlich unter den Hammer geraten wird. Der Verfasser jenes Artikels hat in jeder Hinsicht die volle Wahrheit berichtet, nur hätte er auch etwas über das Treiben einiger Luxusvögel berichten sollen: dieweil er aber darauf verzichtete, so habe ich mir zur Aufgabe gestellt, den geehrten

Klemenslesern auch über diese Punkte ein wenig zu schreiben. Am 1. März dieses Jahres war wieder die Zeit herangerückt, in welcher die Landbank befriedigt werden sollte; da aber keine Mittel vorhanden waren, die Bank zu befriedigen, so wurden sich unsere Gusener Kolonisten einig, ihr Grundstück zu verkaufen, nur einer war dagegen. Er verlangte von den zwei Gusener Gemeinden, sie möchten zuerst seine Schulden tilgen, wofür er dann auch miteinverstanden sein würde, das Grundstück zu verkaufen, im entgegengesetzten Falle werde er solches niemals tun. Dadurch wurde der Verkauf des Landes immer wieder aufgeschoben, und zuletzt waren die zwei Gemeinden gezwungen, zur Befriedigung der Landbank wiederum Geld anzuleihen. Als aber die Landschuld wieder getilgt war, so hörte man in Großguze von den meisten folgenden Ausspruch: „Weshalb sollen wir unser Land verkaufen? die Landbank ist ja wieder befriedigt.“ Dabei überlegen sie aber nicht, daß es auch endlich einen Ausbruch geben wird, welcher wahrscheinlich nicht zum Besten der Gusener Kolonisten ausfallen wird. F. G.

Klemens, Nr. 43 vom 25. Juli 1901, S. 334.

Halbstadt. (Gouv. Taurien.)

Wenn ich die komischen Ausdrücke, deren sich Herr Moser in seinen Artikeln den Bauern gegenüber bedient, erwäge, so finde ich das Benehmen desselben überhaupt zu anmaßend für sein eigenes „Selbst.“ Die Klemensleser in der Ferne, denen die Molotschna, wie auch Moser, nur dem Namen nach bekannt sein dürften, könnten dadurch einen ganz falschen Begriff von den Bewohnern der Molotschna-Gegend, Sitten und Gebräuchen bekommen und von Herrn Moser sagen: „Dieser Lehrer wurde gewiß von einem adeligen Storch gebracht und in die Mitte einer hochstehenden, gebildeten Gesellschaft gestellt, wo er nur mit Leuten höheren Standes verkehrte, eine dem gemäße Schulbildung genoß und von Leuten niederen Standes und deren

Dialekten nur im Buche las. Irgend welcher Umstand möchte nachher diesen Herrn als Lehrer unter Bauern geworfen haben, wo ihm hier freilich alles fremd und besonders die Sprachweise der Bauern komisch erscheint. Auch hat dieser Herr gewiß in irgendwelcher Stadt ein schloßartiges Gebäude bewohnt, weshalb es auch nicht wunder zu nehmen braucht, wenn ihm die Räumlichkeiten der Mol. Lehrerwohnungen allesamt zu klein scheinen.“

Ja, ihr lieben Leute in der Ferne, auch würde so sagen, wenn mir die Leute in der Molotschna, wie auch Herr Moser selbst nicht näher bekannt wären! Ich kenne ein Sprichwort, das zwar sagt: „Glaubet den Lehrern“; dennoch dürfen wir aber nicht alles für bare Münze annehmen, was uns von einem Korrespondenten, der mit Launen über Bauernangelegenheiten schreibt und unter Umständen Lehrer ist, vorgespiegelt wird; besonders wenn solcher Herr manchmal in einem hohen Tone spricht und bisweilen den Mund etwas zu voll nimmt. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn deshalb einem Mol. Kolonisten, wie z. B. dem in Nr. 16, die Geduld bricht, und er bemüht ist, unserm Schulmeister einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, um dessen Ton etwas niedriger zu stimmen.

Ich rechne diesem Herrn nicht für Schande, daß er, so gering er auch immer die „Molotschna“ schätzen mag, dennoch das Kind bescheidener Molotschnaer Bauernleute ist. Daß dieser Herr heute Lehrer ist, verdankt er außer seinem guten Bruder nur seinem eigenen guten Willen und seinem Eifer im Lernen, was freilich sehr lobenswert ist. Bedauere daher nur, daß jemand, der es nur durch Anwendung aller Kraft und Fleißes, zum Lehrer brachte, so gering von andern denkt, die es nicht sind, und nur darauf bedacht ist, die Handlungsweise der Bauern zu bekritteln.

Herr Moser hat seinen Unterricht nicht in irgend einer Anstalt, sondern zu Hause genossen, was ich aber aus dem Grunde hier anführe, um zu beweisen, daß die Sprachweise der Molotschnaer

Kolonisten auch ihm weit geläufiger von der Zunge fließen dürfte, als unsere deutsche Schriftsprache, daß er sich der ersteren im Umgange selbst bedient, und dieselbe daher schon deshalb nicht verdient von ihm öffentlich bespöttelt zu werden, ja um so weniger, da dieselbe mit der Schriftsprache fast übereinstimmt.

Was die Sitten und Gebräuche, wie auch den Bildungsgrad der Molotschnaer Kolonisten betrifft, so dürften dieselben meiner Ansicht nach in dieser Beziehung allen andern Deutschen Rußlands nicht nachstehen. Auch über die neu errichteten Schulhäuser Molotschnas und Katrins muß ich, ohne die darin befindlichen Lehrerwohnungen aus dem Auge zu verlieren, meine volle Zufriedenheit aussprechen.

Sollte aber HE. Moser in einzelnen Fällen Unzulässigkeiten von seiten der Molotschnaer Kolonisten finden, die eine Rüge verdienen, woran ich durchaus nicht zweifle, so gestatte ich ihm gerne, dieselben zum allgemeinen Nutzen der Leser aufs Tapet zu bringen! Bitte aber zugleich, nur immer den Schuldigen allein in Auge zu behalten, es möge dies sein bei dem Bau oder Reparatur eines Schulhauses, beim Anstellen oder Nichtanstellen eines Küsters, oder sollte er wieder einmal im preußischen, schwäbischen oder gar im mongolischen Dialekt angedet werden u. dgl. m., so lese er immerhin diesem einen gehörig die Epistel wider die Unhöflichkeit, oder – wie man sich im allgemeinen auszudrücken pflegt – die Leviten, die übrigen Bewohner der Mol.-Gegend können nicht dafür, und es wäre deshalb ungerecht von Herrn Moser, wollte er alle Molotschnaer seine Zuchtrute fühlen lassen; wobei er aber zugleich beherzigen möge, daß auch seine Person in naher Beziehung zur Molotschna steht, und: „Wer sich die Nase abschneidet, verstümmelt sein eigenes Gesicht.“

Felix.

Klemens, Nr. 34 vom 23. Mai 1901, S. 260-262.

Heidelberg. (Gouv. Cherson.)

Unlängst wurde hier ein Trunkbold wieder einmal gewarnt und beschämt. Doch Scham und Gewissen hat er schon längst abgelegt und sich stattdessen freche Unverschämtheit angeeignet, welche bei jedem Rausche zu Tage tritt. Nicht bloß der Pfarrer, Lehrer, Doktor, sondern alle Heidelberger, die mit ihm zu tun haben oder nicht, werden da durchgenommen. Obwohl er schon oft im nüchternen Zustande versprochen hat, sich nicht mehr zu betrunken, so läßt er doch keine Gelegenheit vorübergehen, sondern hebt stets den Kopf in die Höhe, wie ein Fuchs im Felde, um zu verspüren, ob nicht wieder irgendwo ein Schnäpschen zu erbeuten ist. Wie und was die Familie zu erleiden hat, ist unbeschreiblich; seine Hunde haben es besser, wenigstens sind sie gewohnt, auf dem Hofe zu übernachten und zu hungern. Freilich wartet Gott nicht immer mit der Strafe bis zum Tode. Schon oft wurde dieser Schreihals durchgeprügelt. Letzten Winter fiel er in einen Brunnen und ertrank fast, und unlängst sogar in eine Bachmulde, worin er beinahe umkam. Gewiß wird sich auch an ihm erfüllen: „Gottes Mühlen malen langsam, aber sicher“. Welches abscheuliche Beispiel für Familie und Kolonie!

Klemens, Nr. 1 vom 3. Oktober 1900, S. 6.

Hochheim. (Gouv. Taurien.)

An wen ist noch nicht der Mahnruf: „Erbarmet euch der Witwen und Waisen!“ ergangen? Wer sollte sich nicht – wenn er kann – der armen Waisen annehmen! Denn traurig und schwer ist das Los der Waisen. Ebenso traurig ist es aber auch, wenn die Waisen endlich herangewachsen, ihre Großjährigkeit erreicht, sich verheiraten, selbst schon eine aus 4–5 Personen bestehende Familie bilden und immer noch gezwungen sind, unter Vormundschaft zu stehen und durchaus nicht zu ihrem Rechte und Erbe gelangen können. Ich erlaube mir darüber ein Beispiel anzuführen.

Im Jahre 1889 verstarb auf einer Neuansiedlung im Gouvernement Charkow, noch bevor auf das zur Ansiedlung angekaufte Grundstück die Kaufakte geschlossen waren, der zu der Kolonie Hochheim zählende Ansiedler W. Schl. und hinterließ sieben unmündige Kinder. Als Vormund über diese Unmündigen wurden von der Gemeinde Hochheim der Bruder des Verstorbenen gewählt, auf welcher letzteren nun auch die Kaufakte über des Verstorbenen Land, 72 Dessj., abgefaßt wurden.

Das bewegliche Vermögen des Verstorbenen wurde von dem Vormund verkauft, das Land 72 Dessj. alljährlich in Pacht abgegeben. Die treffenden Zahlungen wurden alljährlich geleistet, und übrigens war es niemanden Sache, sich in die Handlung des Vormundes einzumischen.

Der älteste männliche Erbe des Verstorbenen W. Schl. erreichte seine Großjährigkeit, und stand, wie es den Anschein hatte, mit seinem Vormunde auf friedlichem Fuße.

Vor zwei Jahren verstarb der genannte Vormund und an dessen Stelle erschien sein ältester Sohn als Vormund – ob von der Gemeinde Hochheim dazu bestimmt, ist mir unbekannt und auch gleichgültig.

Wie oben erwähnt, ist der älteste männliche Erbe des Verstorbenen W. Schl. schon längst verheiratet und bildet schon eine aus sechs Seelen bestehende Familie, auch drei weibliche Erben des W. Schl. sind verheiratet, und es wäre wirklich doch auch an der Zeit, das väterliche Erbe einer Teilung zu unterziehen und den verheirateten Erben das ihrige zu geben.

Der verheiratete Sohn des Verstorbenen W. Schl. wünscht auch die Besitzurkunde auf seinen Anteil vom Lande zu erhalten, weil nämlich diese auf den Namen des Vormundes lautet.

Aber es kann weder der Sohn seine Besitzurkunde erhalten, noch können die weiblichen Verheirateten des Verstorbenen zu

ihrem Anteil gelangen. Es werden in betreff dieser Sache viele Fahrten aus dem Charkowschen nach dem Taurischen Gouvernement und umgekehrt gemacht, aber alles ohne Resultat, doch auf Rechnung der Erben des W. Schl.

Der Vormund zeigt nun immer seine Forderung von nahezu 1000 Rbl. auf, die er an die Erben zu machen hat. Bei Schließung der Kaufakte kann sich Schreiber dieses erinnern, daß der Vormund aus seiner Tasche 350 Rbl. zahlte.

Wie es meine Meinung ist, werden die Erben so lange hin und her vertröstet, bis die Forderung des Vormundes und das Erbe der Waisen einander ausgleichen, weshalb kann mit den Erben keine Rechnung gehalten und ihnen das ihrige, ob viel oder wenig, nicht zugeteilt werden? Deshalb rufe ich der Gemeinde Hochheim zu: „Erbarme dich der armen Waisen und bringe die Sache ins reine!“

Ein Freund der Waisen.

Klemens, Nr. 15 vom 10. Januar 1901, S. 115.

Horbanifka. (Gouv. Woronesch.)

Durch das Landpachten und Kaufen ist es natürlich, daß sich unsere deutschen Landwirte in verschiedenen Gegenden und Ortschaften niederlassen. Überall, wo sich eine Gesellschaft – sei sie groß oder klein – niederläßt, werden auch mit den nötigsten Gerätschaften die heimischen Gebräuche und Gewohnheiten, ja auch die Art und Weise, den häuslichen und öffentlichen Gottesdienst zu halten, mitgebracht. –

An Werktagen hat bekanntlich jeder ordentliche Landwirt vollauf zu tun. Kommt aber der liebe Sonntag, so wird geruht, man versammelt sich bei irgend einem Kameraden, berätet sich über dies und jenes, spricht von allerlei und kommt dabei auch auf das Gebet. Ja, heißt es, heute sollten wir aber doch zusammen einen Rosenkranz beten; denn die Frau des einen oder des anderen hat's gleich beim Morgenessen schon gesagt. Die Kinder kaufen

den ganzen lieben Sonntag da herum und tun nichts. Kein Priester ist da, in die hl. Messe können wir nicht kommen, also sollten wir wenigstens in irgend einem Hause Rosenkranz halten, damit doch etwas öffentlich gebetet werde u. s. w. –

In unserem angekauften Chutor Horbanifka versammelten sich die Leute im gewesenen Edelmannshaus, richteten im Saale einen Altar her und hielten ihren Rosenkranz ab. Nach Beendigung desselben war jeder froh, daß jetzt wieder einmal öffentlich gebetet wurde, und das Beten und Singen so gut abgelaufen sei. Kurz, man war allseitig zufrieden und kommt nach nicht langer Beratung überein, heute nachmittag auch eine Vesper zu halten. Nun aber die Frage: Was für eine? Eine deutsche oder lateinische? — Das Deutschlesen geht bekanntlich bei unseren Leuten geläufiger, wie das Latein; weil aber daheim in der Mutterkolonie gewöhnlich lateinische Vesper gehalten wird, so wählte man für diesmal die letztere.

Zur bestimmten Stunde versammelten sich unsere Leute in obenbesagtem Hause, und die Vesper ging an. Bei den Psalmen ging's noch so, so, – als aber die Reihe ans Salve Regina kam – da geschah ein Malheur. – Ich weiß nicht, aus welcher Ursache der Vorsänger gar nicht vorwärts kam. Hat's wahrscheinlich nicht richtig angefangen. Kurz, es kam ins Stocken. Man fing es wieder von vorne an, aber er ging nicht. Dadurch kam natürlich die Andacht der Versammelten aus den Fugen. Die Frauen schauten einander verschiedenartig an; von den Männern, die das Lachen nicht mehr halten konnten, schlichen einige zur Nebentür hinaus ins Wohnzimmer des Wirts, die übrigen blieben stehen und verhüllten sich das Gesicht mit den Kragen ihrer Oberkleider oder mit den Taschentüchern, ein jeder wie er's am schnellsten zuwege brachte, und sicherten, daß sie nur so wackelten. – Gerade in diesem Moment, wo dieses geschah und vorging, kam zufällig die Magd des Hauswirts (eine Russin) hinein in den Saal –

wahrscheinlich aus Neugierde. Da sie sieht, daß fast alle sich mit den Schürzen, Krägen und Taschentüchern das Gesicht verhüllen, und alles wackelt, glaubt sie, die Leute wären vom Gebet und von der Andacht so stark ergriffen, daß alle weinten, und von dieser ergreifenden Scene tief gerührt, fing auch sie an, herzlich zu weinen, geht dann wieder hinaus und weint fort; von einigen draußen gefragt, warum sie weint, antwortet sie: „Bei euch wird so schön und von Herzen gebetet, daß fast alle dabei weinen, das hat mich so gerührt und ging mir so zu Herzen, daß auch ich weinen mußte.“ – So wurde bei uns in Horbanifka eine lateinische Vesper gehalten. Der Vorsänger nahm schließlich seine Zuflucht zu einem Vaterunser, das er vorbetete, und damit wurde die lateinische Vesper beendet.

Meinem Gutdünken nach wär es für solche Sänger ratsam, lieber das Latein unterlassen, oder bei öffentlichen Andachten einfach beten als singen, dann kämen vielleicht bei so ernsten Anlässen weniger Skandale vor und brauchten Andersgläubige keine Tränen zu vergießen. –

Ein gutmeinender Beobachter.

Klemens, Nr. 37 vom 13. Juni 1901, S. 286-287.

Husaren. (Gouv. Saratow.)

22. Juni 1901. Außergewöhnliche Feierlichkeiten machen auf jeden Christen einen großen Eindruck. Seit einigen Jahren war der Kirchturm der hiesigen Gemeinde gebrechlich geworden. Die Gemeinde mußte sich im vorigen Jahre entschließen, den Turm umzubauen. Dieses Werk wurde angefangen und durch Hilfe Gottes auch vollendet. Sonntag, den 17. Juni nach der Predigt hat der Ortsgeistliche P. A.Sewald seinen Pfarrangehörigen bekannt gemacht, daß ungefähr um 6 Uhr nachmittags alle sich versammeln sollen, um einer seltenen, rührenden Handlung beizuwohnen, welche auch pünktlich vorgenommen wurde. Es

waren zugegen: die Herrn P. P. Fl. Schulz, M. Brungardt, R. Loran, Minorist A. Zimmermann und Kleriker P. Riedel. Viele Menschen wohnten dieser außergewöhnlichen Feierlichkeit – der Kreuzsteckung bei. S. Hochwürden HE. Dekan von Kamenka, P. Alexander Staub, nahm die Weihe vor. Nach vollendeter Weihe wurde das hl. Kreuz unter dem Lobgesang „Großer Gott“ an den für es bestimmten Platz emporgezogen. Höchst rührend war es anzusehen, wie es vor den Blicken der Zuschauer emporschwang. Manche Tränen waren in den Augen der Zuschauer zu sehen. Zum Schlusse hielt Herr P. R. Loran eine kurze, aber recht rührende Rede über das hl. Kreuz. Unter den Teilnehmern befanden sich auch ziemlich viele Protestanten von den naheliegenden Ortschaften, auf welche besonders die Rede einen großen Eindruck machte. Das Emporziehen des Kreuzes auf den Kirchturm war sehr ergreifend. . . . Nebenbei sei auch erwähnt, das die Bauleute, fast alle aus Ust-Solicha, während der Zeit ihrer Beschäftigung bei der Reparatur von musterhaftem Betragen waren. Kein unnötiger Lärm oder sonstiges unanständiges Betragen besonders zur Zeit der Gottesdienstes war zu tadeln. Die Arbeit wurde stark, hübsch und zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt. Husaren verschmerzt gern das Geldopfer trotz aller Armut und wird auch kein Opfer schonen, das Gotteshaus nach und nach vollständig zu reparieren. Die Husarer Gemeinde ist überzeugt, daß Gott es reichlich belohnen wird, was sie Ihm zur Ehre getan hat und tun wird.

Lehrer Alexander Kaul.

Klemens, Nr. 40 vom 4. Juli 1901, S. 309-310.

Irgendwo in Rußland.

Unlängst laß ich einen Artikel im „Klemens“ daß die Kolonie Kleinfeld keinen Schulzen hat und dieses darum, weil keiner dieses Amt haben will. Beim Lesen dieses merkwürdigen Artikels

mußte ich auf einige Minuten innehalten und darüber nachdenken, wie es nur möglich sei, daß keiner das Schulzenamt haben will?

Die Kleinfelder sind doch dieselben deutschen Kolonisten, wie auch unsere Gemeindeglieder, und keiner aus ihnen, will das Schulzenamt haben! Wie komisch solches klingt. Bei uns in der Kolonie sind 25 Wirte, und 26 Wirte wollen Schulz sein. Unsere Kolonie sollte heißen: Großfeld. Bei uns (also unsere Kolonie soll heißen Großfeld) sind sich die Menschen feindselig vom 1. Januar bis zum 10–12. Dezember, so daß keiner zum andern geht oder mit jemandem spricht. Naht aber der Monat Dezember, so wird gegenseitig begrüßt, gedankt und gesprochen. Kommt endlich die Mitte des Monats Dezember, wo die Schulzenwahl nicht mehr weit ist – es wird nämlich bei uns der Schulze alljährlich, Ende Dezember gewählt – dann zieht ein jeder, der gerne gewählt sein möchte, seinen Lendenkittel an und begibt sich zum Nachbar. Nachdem mit diesem eine Weile höflich gesprochen worden, und man glaubt, diesen für sich eingenommen zu haben, dann wird zum zweiten, dritten, vierten Wirte gegangen, schön höflich begrüßt und er ebenfalls günstig gestimmt, und so wird weiter gemacht, bis man glaubt, die Stimmen der eingenommenen könnten hinreichend sein, um als Schulze gewählt zu werden.

Solche Werber im Lendenkittel kann man jede Minute von einem zu andern wandern sehen.

Ist aber endlich der 28. oder 29. Dezember angebrochen, und der Büttel ruft die Gemeinde zusammen, dann sieht man die Lendenkittel Trüppchen nach Trüppchen, so leibreich erzählend nach dem Rathause gehen, daß man glauben möchte, es wären Judenschumacher, die „a gütes Gesäst“ gemacht. Es denkt ein jeder: „heute muß mich die Wahl treffen, nach einer Stunde bin ich der Herr von Großfeld!“ Und diesen Sinn haben die meisten, hauptsächlich die, die neue Lendenkittel haben. Mit diesen

Gedanken kommt man ins Rathaus, die Wahl beginnt und auf einmal bah: „mich hat die Wahl nicht getroffen!“ Endlich ist alles beendet, der entlassene Schulz übergibt dem Neugewählten die Kasse. Jetzt hört man: „O mir hon noch viel Gmonageld, fartgschickt und Schnaps g´holt!! Wirklich es muß ein halber Eimer Schnaps her, nach diesem der zweite halbe Eimer Dutzend Bier, und es geht lustig zu. Zuletzt gibt´s Wortwechsel, Streit und schließlich blutige Schlägerei. Die Folge sind zerbrochene Bänke und Stühle, die Gemeindegasse um 12–15 Rbl. ärmer, und doch wieder nur ein Schulz.

O Großfelder! werdet großmütig, wählet mehrere Schulzen und lasset den Kleinfeldern einen solchen verabfolgen, damit dieselbe auch einen Schulzen haben.

Klemens, Nr. 14 vom 3. Januar 1901, S. 106.

Irgendwo in Rußland.

Was für komische Geschichten zu lesen sind! Bald hört man, niemand will Schulz sein, bald wieder hört man, alle wollen Schulz sein: ja noch mehr, 26 Wirte wollen dieses Ämtchen bekleiden, wenn auch nur 25 in der Kolonie befindlich sind! Wem soll man da mißgünstig sein? Allen oder niemand? Wie froh wäre ich, wenn mir dieses Glück zu teil würde, mein Nachtwächteramt hier mit dem Schulzeamt in Großfeld zu vertauschen! Die Hoffnung gebe ich dennoch nicht auf; denn in Nr.14 ist die Methode, leicht Schulz zu werden, angegeben. Diese Methode ließ ich mir mehreremal vorlesen, – denn lesen kann ich selber nicht, – und jetzt bin ich wirklich so weit, daß ich kraft dieser Vorschrift alle Großfelder für mich eingenommen habe, nur fehlt mir noch ein solcher Lendenkittel, und der Herr von Großfeld wäre fertig. Weil aber meine Gage als Nachtwächter sich kaum auf 100 Rubel jährlich beläuft, so bin ich noch nicht so weit gekommen, mir einen langen Lendenkittel anzuschaffen, sondern muß kurze Jacken tragen. Bis

aber der alte Schulz in Großfeld die Gemeinderechnung vom vorigen Jahre abgeben wird, so denke ich auch, einen solchen Lendenkittel mir angeschafft zu haben. Aber säumen darf ich nicht; denn ich hörte erzählen, daß die Großfelder sich einen Schulzen aus Orenburg verschreiben wollen und zwar einen Baschkiren. Bevor es zu spät sein könnte, muß ich mich nochmals den Großfeldern vorstellen; denn was man aufschiebt, taugt nichts, und so könnte es mir auch ergehen. Den Ataman beneide ich des Glückes wegen; immerhin meine ich, den Großfeldern eher zu gefallen, als ein Baschkire. Zudem sind mir auch schon einige Statuten des Schulzen bekannt, und da ich schon ein Amt in der Kolonie versehe, nämlich das des Nachtwächters, so fehlt mir nicht mehr viel zum Schulz. Doch der Mensch macht sich viel zu große Rechnungen und baut sich mancherlei Luftschlösser. So erging es auch mir. Mein Lendenkittel ist noch nicht fertig, und da dreht sich in Großfeld ein gewisser Mann schon seit 12 Jahren, der einen so arig langen Lendenkittel trägt, und dieser soll ja der eigentliche Werber sein. Vielleicht wünscht ein manch geehrter Klemensleser sich mit diesem Manne bekannt zu machen, wenn auch nicht mit dem Manne selbst, so doch mit dessen Namen? Ich kenne diesen Herrn so gut, wie mich der A. B. in Nr.50 kennt; ja noch viel besser. Und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß dieser Werber in Großfeld, eigentlich aber Sophienthal, wohnt und sich getraut im „Klemens“ statt J. H. – A. B. zu unterzeichnen. Wenn dieser Werber nicht wäre, so hätte ich die Hoffnung auf das Schulzeamt in Großfeld (Sophienthal) nicht aufgegeben; aber so ist mein Plan vereitelt; mag jetzt Schulz werden, wer da will, ich muß nun wieder der rote Nachtwächter bleiben. Ob es aber dem Manne mit dem langen Lendenkittel gelingen wird, Schulz zu werden, ist ebenfalls sehr zu bezweifeln.

Der in Nr.50 beleidigte rote Nachtwächter.

Klemens, Nr. 21 vom 21. Februar 1901, S. 162.

Jamburg. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Jamburg ist oft vom Brande heimgesucht. Eine Frau hatte beim Einheizen des Backofens die Sache so ernst gemeint, daß es schien, Nabuchodonosor habe hier Befehl erteilt, siebenmal mehr zu feuern, als sonst. Die große Hitze suchte natürlich einen Ausweg, und das Feuer war fertig . . . Kaum war da das Weiterbrennen glücklich verhindert, als auf dem entgegengesetzten Ende des Dorfes ein Stall anfing, in Flammen aufzugehen. Der Brand entstand im Inneren von einem ungewissen Zunder. (?) Es brannten einiges Futter und verschiedene Geräte mit ab. Da man auch hier gewohnheitsmäßig den Zuschauer spielte, so loderte nebenan ein Schweinstall auf, darin ein altes Schwein mit drei Ferkeln kümmerlich zu Grunde gehen mußten. Ein jeder hatte sich da schon vorbereitet, nach der heißen Arbeit des Zuschauens seine Weisheit zuerst zu äußern: Vetter Girgel sagte: „Die Schweine braucht man nicht mehr zu braten, die sind gar“. Vetter Hannes sagte: „Es schmeckt zwar etwas nach Rauch, aber man kann's essen, habe selbst schon mal probiert“. „Sei nur still“ sagte ein Hansgirgel „das scheint gefährlich, wenn man so leicht zu gebratenen Schweinen kommt, so zündet noch ein mancher Wirt seinen Schweinestall an, um ohne Mühe gebratenes Fleisch essen zu können, besonders in diesem Jahre, da man ja bis 15 Rbl. für einen Kubikfaden Mist geben muß, und außerdem wird einem der Stall noch bezahlt“. Bei dieser Probe möchte ich aber raten, die armen Tiere nicht zu lange braten zu lassen, damit nicht etwa das ganze Schwein in eine unliebsame verbrannte Blutwurst verwandelt werde. Hoffentlich wird's bald wieder bei uns brennen, dann müßten wir aber doch auf das Kommando unserer H. Oberschulzen hören und nicht nach der Pfeife, sondern nach der Feuerlöschmaschine greifen. Natürlich dürfte dies nicht bei untergehender Sonne geschehen, damit wir nicht, wie vorigen Jahres, auf dem Berge

angekommen, aufgefordert würden, das allzurote Licht der Sonne zu löschen. –

Klemens, Nr. 6 vom 8. November 1900, S. 46.

Jamburg. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Durch verschiedene Schicksalsschläge, ganz besonders aber durch den zweimaligen Kirchenbrand, wurde Jamburg sehr niedergedrückt, so das viele schon ganz den Mut verloren hatten. Das war aber auch nicht sehr zum Verwundern! Ein so großes Dorf mit ungefähr 2000 Seelen und – keine Kirche! Zum Weinen traurig war es, wenn an Sonn- und Feiertagen die armen Menschen nebst ihrem Pfarrer so ganz wie gottverlassen da standen, sozusagen unter freiem Himmel. Bald in diesem, bald in jenem Winkel mußte das hl. Meßopfer dargebracht werden; auch jetzt noch ist es nicht viel besser. In der neuerbauten Schule wird gegenwärtig der Gottesdienst abgehalten; allein was ist dieser Raum für so viele? Kaum die Hälfte hat Platz. Dadurch eben, weil der Raum fehlt, kommen – ganz besonders unter der Jugend – große Unordnungen vor. Doch gottlob! es ist jetzt wenigstens Hoffnung auf Erlösung da. Die Schwierigkeiten bezüglich des Planes sind glücklich überwunden; endlich nach jahrelangen Schwierigkeiten in der Kirchenplan vom Ministerium bestätigt worden. Nun wird, sobald das Frühjahr da ist, der Bau begonnen werden. Material ist schon da: gegen 300,000 Ziegelsteine, einige hundert Tschetwert Kalk und eine große Masse Feldsteine fürs Fundament. Alles dieses ist auch schon bezahlt. Geld in bar ist leider wenig da, doch der liebe Gott hat bis hierher geholfen – er wird auch weiter helfen. In der jetzt sichern Hoffnung, wieder eine neue Kirche zu bekommen, lebt Jamburg auch wieder neu auf. Viele haben schon freiwillig entweder wertvolle Kirchensachen gekauft, oder aber in Geld Opfer für den Bau gebracht. Alle zeigen jetzt einen guten Willen und werden gewiß,

obschon sie jeden Groschen sauer genug verdient müssen, es an der Mithilfe zum Bau des Gotteshauses nicht fehlen lassen.

Joh. Alois. Hoffmann, Lehrer.

Klemens, Nr. 20 vom 14. Februar 1901, S. 153.

Jeremejewka. (Gouv. Cherson.)

Den 22. Oktober, morgens um 4 Uhr brach im Pferdestall des Kolonisten Lorenz Wagner in Jeremejewka Feuer aus. Bis man an die Brandstätte kam, konnte man den im Stalle befindlichen Pferden keine Hilfe mehr bringen, und somit verbrannten 9 Pferde, alle sehr teure Tiere. Die Kühe wurden noch gerettet. Das Wohnhaus blieb unversehrt. Der Wirt samt seiner Familie waren abwesend auf einer Hochzeit. Ursache des Brandes ist unbekannt, aber man nimmt an, daß das Licht im Stalle nicht ausgelöscht war.

Klemens, Nr. 6 vom 8. November 1900, S. 45.

Josephsthal. (Gouv. Cherson.)

Am 2. Dezember v. J. lief der Büttel eifrig mit der Schnelle durchs Dorf, um den Befehl des HE. Oberschulzen aus Mariinskoje bekannt zu machen. „Morgen um 2 Uhr soll ein jeder ins G´meinehaus kummen, wer nit kummt, 1 Rbl. Strof!“ Schon am Mittage des 3. Dezember sah man Männer truppenweise sich der Kanzlei nähern, um zu beraten, was es heute geben soll, denn es hat sich schon etwas im Dorfe verbreitet gehabt, daß ein neuer Schulz gewählt werden soll. Die Partei, welche die Hauptrolle spielen will, ging hinauf in den oberen Stock der Kanzlei zum Schult und Schreiber, um dort zu hören, wie´s werden soll; die anderen standen im Hof, in Stallungen und im unteren Stock der Kanzlei bis 20 – 30 Mann beisammen und hielten Rat, wen man vorschlagen soll. Da konnte man verschieden hören. Der eine sagte von einem der Kandidaten: „Wenn der Schulz wird, dann ist der Schreiber bald fort.“ Der zweite sagte von einem andern:

„Dieser ist besser, er ist klüger.“ Der dritte schlug wieder einen anderen vor und sagte: „Der ist besser als der Zweite, bei ihm hat die Neigelpartei nicht so viel Recht; das ist gut: ihm sind alle gleich, er ist nicht zu reich und nicht zu arm und hat große Buben, der kann es versehen.“ So ging's fort, bis der Oberschulz von Petersthal kam: als ihm die Frage gestellt wurde, warum er allein sei, gab er kurz zur Antwort, sie bekommen keinen raus, die haben schon 6 durchgeschmissen, und es ist noch keiner Schulz. Der Büttel rief: „Also reingehen!“ Der Oberschulz trat vor, gebot Ruhe und fing an: „Wir werden heute zur Schulzenwahl schreiten und sogleich auch die выборы wählen, drum schlägt euch Männer vor, die den Dienst versehen können und auch für das Wohl der Gemeinde sorgen werden. Also fangt an.“ Jetzt ging's los. Doch nach der Ballotage erwies es sich, daß niemand die genügende Zahl von Kugeln erhielt. Der Oberschulz stand dann auf und sagte: „Von diesen drei Männern ist keiner Schulz, schlägt also andere vor!“ Jetzt wurden vier neue vorgeschlagen. Bei der Ballotage des ersten hörte man überall murmeln: „Schmeißt ihn nur ins Loch, der ist nichts wert für uns“. Er erhielt auch wirklich zu wenig Kugeln. Nun meinte der Oberschulz: „Wieder nichts, aber jetzt ist es Zeit, daß ihr bald anders anfangt. Ich kann hier bei euch nicht sitzen bis morgen.“ Darauf folgten der zweite, dritte und vierte. Diesen dreien ist es ebenso gegangen: keiner von ihnen ist über das Loch gekommen, sie sind alle hineingefallen. Der Oberschulz wollte schon auf die drei ersten Männer, welche die meisten Stimmen hatten, abstimmen, doch er wurde gebeten, noch einmal ballotieren zu lassen. Diesesmal ging es ebenso: niemand bekam genügend Kugeln. „Da kommt doch auch nichts heraus,“ sagte der Oberschulz, wir werden die Schulzewahl zurückstellen auf einen anderen Tag. Mit scheint es, als wollt ihr gar keinen Schulz haben, oder fahrt ins Nachbarsdorf und holt euch einen, oder soll etwa der Landvogt euch einen bringen?“ Mancher von diesen Männern wollte nicht Schulz werden und brachte verschiedene Gründe

hervor: der eine der Augen wegen, der andere krankheitshalber, der dritte kann nicht russisch reden u. s. w. Daß keiner Schulz wurde, ist die Uneinigkeit schuld, die bei uns herrscht.

Am anderen zur Schulzewahl bestimmten Tage kam der Oberschulz abermals. „Heute wollen wir unsere Sache kürzer machen. Schlagt Männer vor und treibt keinen Spaß. Es ist eine Schande, in Josephsthal unter 130 Männern keinen Schulzen herauszubekommen.“ Diesmal wurden drei vorgeschlagen, von welchen der J. Berger die meisten Kugeln erhielt und Schulz wurde. Weil aber der neue Schulz und der Schreiber nicht gut übereins kommen, und sie gegeneinander klagten, wurde der Schulz von seinem Amte befreit. So geht's heute in der Welt zu: dem einen will man gut, dem anderen schlecht sein, ob recht oder nicht.

Ein Beobachter.

Klemens, Nr. 28 vom 11. April 1901, S. 213-214.

Josephsthal. (Gouv. Cherson.)

Josephsthal ist dieser Tage der Schauplatz einer Schandthat gewesen, die auf lange Zeit hinaus in trauriger Erinnerung bleiben wird. Vor 14 Tagen besuchte der Schustergeselle Georg Schmid aus Baden seine Verwandten in Josephsthal, wo er mit zwei Mehlhändlern aus Majaki zusammentraf. Als die Köpfe der ganzen Gesellschaft vom Weine schon erhitzt waren, wurde natürlich auch lebhaft gestritten, wobei sich ganz besonders der eine Mehlhändler Z. D. als Maulheld hervortat. Als er herzhaft über Priester und Kirche geschimpft hatte, geriet er dem Schuster in die Haare. Letzterer rettete sich auf das bereitstehende Fuhrwerk des zweiten Mehlhändlers G. Th. und wollte davoneilen, wurde jedoch auf der Straße von dem Z. D. eingeholt. Während der Prügelei fiel die Leine auf den Boden. Die Pferde rannten nun zügellos dahin. Am Ende des Dorfes wollte man die Pferde

eingefangen, mußte aber davon absteigen, da sie sich blind auf alles stürzten, was sich ihnen entgegenstellte. Vor dem Hofe des J. Neigel überrannten sie ein Kind, das sofort tot blieb. Während dieser Schreckensfahrt prügelten sich die beiden Insassen unaufhörlich. Nachdem die Pferde endlich eingefangen waren, wurde die ganze saubere Gesellschaft polizeilich hinter Schloß und Riegel gebracht.

M. N.

Klemens, Nr. 46 vom 15. August 1901, S. 358.

Kandel.

Am 8. November fuhr der hiesige Ansiedler Alexander Schwan nach dem Nachbarsdorfe Baden, um seiner kranken Schwester einen Besuch abzustatten. Unterwegs überfielen ihn starke Krämpfe, so daß er noch mit knapper Not den Hof erreichte. Dort angekommen, bat er, man möge ihn ins Zimmer bringen, denn er müsse sterben. Kaum drei Minuten in der Stube, war er eine Leiche. Dieser tragische Fall zeigt uns wieder recht deutlich, wie nichtig das menschliche Leben ist. Heute rot, morgen tot. Der Tod kommt, wie ein Dieb in der Nacht.

Klemens, Nr. 8 vom 22. November 1900, S. 62.

Kankrin.

November 1900. Nachdem die unlängst im Lukaschewer Gebietsamt stattgefundene Wolostversammlung zu Ende war, versammelten sich die H. Dorfältesten und Zehntmänner im Zimmer des Schreibers, allwo einer der Dorfältesten das Gespräch unter anderem auch auf die gegenwärtige Verhältnisse des Georgbürger Vikariats, auf den Kirchenbau, auf den Herrn Geistlichen u. s. w. hinlenkte. Besonders, meinte er, müßte dahin gewirkt werden, den Gehalt, welchen der H. Pater gegenwärtig

beziehe, herabzusetzen, denn solch hoher Gehalt bei „dene schlechte Zeite“ sei doch unmöglich zu zahlen.

Um dieses bewerkstelligen zu können, müßten, so meinte der HE. Dorfälteste weiter, gleichlautende Gemeindesprüche betreffs dieser Angelegenheit aus Konsistorium abgeschickt werden; seine Gemeiniglieder, erklärte er weiter, seien alle bereit, einen solchen Gemeindespruch zu unterschreiben u. s. w. u. s. w.

Staunend sahen alle auf die mächtige Gestalt des gewaltigen Redners, aus dessen Munde Weisheitsworte quollen. Nachdem er ausgeredet hatte, blieb wiederum alles still, denn nie hatte man diesen Menschen so sprechen hören, niemand hätte ihm solche Weisheit zugemutet, kurzum man war entzückt (gottlob aber nur die Minderzahl) über den Plan, welchen der HE. Dorfälteste darlegte.

Ganz wohlgelaunt fuhr der H. Redner nach Hause mit dem festen Entschluß, seinen Worten auch bald die Tat folgen zu lassen. Bald versammelte er die Gemeinde und legte ihr die Sache zur Beratung vor.

Aber hier kam er schön an: hatte er früher gemeint, er sei sich der Unterschriften seiner Gemeindeglieder sicher, so wurde er jetzt eines Bessern belehrt, denn der Kopf wurde ihm hier so gründlich gewaschen, ihm so gründlich die Meinung gesagt, daß ihm Hören und Sehen vergingen. „Was wollen wir mit einem Dorfschulzen, der weder vom Priester noch vom Altare etwas wissen will,“ hieß es. „Herunter mit ihm, wenn er nicht anders anfangen will,“ hieß es weiter. Da der Dorfälteste mit seinen Aufklärungen hier nicht ankommen konnte, so brauste er auf und wollte sich wenigstens verteidigen, aber auch da hatte er Pech, denn Worte brachte der arme Mann keine mehr hervor, nur noch zischende Laute und Gurgeltöne, die sich ungefähr wie absterbende indianische Schlachtrufe anhörten. Das komische an der Sache aber war, daß sein nächster Verwandter eine ganze Weile stille schwieg und dann ebenfalls gegen den Plan des

Dorfältesten stimmte. — Ein mancher der geehrten Klemensleser wird verwundert fragen, was man mit der Herabsetzung des Pfarrgehaltes denn eigentlich bezwecke, worauf ich folgendes antwortete: Es gibt in Kankrin einige dunkle Männer, die weder vom Priester noch Altare etwas wissen wollen, noch beide anschauen können, infolgedessen auch beständig gegen beide arbeiten. Als Grund gebrauchen sie eben alles, was ihnen in den Kram paßt, gegenwärtig z. B. die Herabsetzung des Pfarrgehaltes. Öffentlich aber treten diese Herren nie auf, sondern sie wählen sich einen Gewährsmann, dem sie alles mögliche eintrommeln, und der dann den ganzen Unsinn wo gehörig anbringen muß. Wird nun einem solchen dafür gründlich der Kopf gewaschen, so finden es diese Herren nicht einmal für notwendig, ihn auch nur im mindesten beizustehen oder ihn zu verteidigen, sondern sie stimmen, um nicht erkannt zu werden, wessen Geistes Kinder sie sind, sogar noch gegen ihn, wie obengenannter Fall beweist, was der Arme aber durchaus nicht merkt.

Die Gemeinde, welche dieses zu stande gebracht hat, verdient die größte Achtung, denn sie hat bewiesen, daß ihr an Priester und Altar noch etwas gelegen ist, daß sie für beide einstehe zur Zeit der Not. Diese Gemeinde hat begriffen, daß die dunklen Männer nicht die eigentliche Herabsetzung des Pfarrgehaltes bezwecken, sondern die Hervorrufung neuer Uneinigkeiten und Entfernungen des Priesters. Ihr anderen Gemeinden aber, die ihr in eurer Mitte ja auch solche Gimpel habt, steht doch einmal auch einmütig gegen sie auf, gebraucht eure Autorität, beweiset, daß ihr katholische Männer seid, haltet Rechnung mit ihnen. Noch besser aber thut ihr, wenn ihr einmal die dunklen Männer selbst aufs Korn nimmt, ich bin gewiß, daß es bei Euch dann bald anders wird.

Ein Wahrheitsfreund.

Klemens, Nr. 17 vom 24. Januar 1901, S. 130.

Karamin. (Gouv. Taurien.)

23. Juli 1901. In verschiedenen Gegenden unserer Nachbarschaft hört man von Überschwemmungen erzählen, die teils unsere Nachbarn, teils weiter entferntere Orte betroffen haben. Am 30. Juli wurde auch unsere Gegend von einer solchen Überschwemmung heimgesucht. Um 2 Uhr nachmittags sah man gegen Westen hin ein kleines Wölklein aufsteigen, das sich so schnell ausbreitete, daß es in kurzer Zeit den ganzen Himmel überzog, und um 2½ Uhr schon ein heftiger, mit Hagel begleiteter Regen auf die Erde herniederströmte. Zu allem Glück dauerte der Hagel nicht lange, (höchstens 30 Sekunden) und doch richtete er in den Weingärten einen großen Schaden an. Die Größe der Schloßen war wie die einer kleinen Nuß. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, und der Himmel wieder klar geworden war, merkte man, daß das Wasser, anstatt zu sinken, immer höher stieg und endlich eine solche Höhe erreichte, daß es anfang, in die Häuser einzudringen. Einige Keller wurden mit Wasser angefüllt, die infolgedessen auch einstürzten und alles unter ihren Trümmern begruben, was man vorher nicht mehr herausfischen konnte.

Auch auf dem Felde hatte dieses Wetter einen großen Schaden angerichtet, indem die Getreidehaufen ganz durchnäßt wurden, und da im Verlaufe einer ganzen Woche anhaltend trübes Wetter am Himmel stand, so fingen die Getreide an zu faulen und auszuwachsen. Das Ernteergebnis ist ein schwaches. Die Ursache dieses großen Wassers soll ein Typhon (eine Wasserhose) gewesen sein, der unweit des Dorfes gefallen sein soll.

Joseph Hauck.

Klemens, Nr. 48 vom 29. August 1901, S. 374.

Karlsruhe. (Gouv. Cherson.)

Bei Erbschaftsverteilungen kommen in unseren Kolonien Streitigkeiten sehr oft vor, nicht so oft aber Szenen, wie die hier zu schildernden. Am 23. Dezember vorigen Jahres starb dahier unser Mitbürger Lorenz Geis. Er hinterließ als Witwe seine dritte Frau Karolina, 2 Söhne und 4 Töchter. Der jüngste Sohn gilt als Ehrenmann, dem ältesten Sohne kann man viel verzeihen, weil er oft nicht recht weiß, was er tut. Zwei Töchter sind mit ihren Männern ausgewandert. Ein Schwiegersohn des Verstorbenen, kurzweg Barth genannt, seine Frau und deren Schwester bereiteten nun der hinterbliebenen Witwe Auftritte, wie nur unsägliche Rohheit solche fertig bringen kann. Solche Rohheit verdient an den Pranger gestellt zu werden. – 14 Jahre stand Frau Geis als brave tüchtige Hausfrau und treue aufopferungsvolle Gattin an der Seite ihres in Gott ruhenden Mannes. In den 3 letzten Jahren machte sie ein wahres Martyrium der Pflichttreue durch in der hingebenden und aufreibenden Pflege ihres kranken, durch Schlaganfällen zuletzt gänzlich gelähmten Mannes. Das erkennt hier jedermann gerne an. Für ihre Pflichttreue und Aufopferung sollte ihr aber ein schlimmer Lohn werden. Gleich am ersten Tage nach der Bestattung, bei der Aufnahme der Hinterlassenschaft durch die Ortsbehörde regnete es über die Arme Liebenswürdigkeiten, wie „du Diebin“ etc., etc. Es fand sich nämlich nicht so viel Geld vor, als einige Erben erwarteten. Man schrie nach 10,000 Rbl., während nur ungefähr 2000 Rbl. vorhanden waren. Über den richtigen Sachverhalt hätte man sich leicht unterrichten können. Bei einem rechtschaffenen Nachbarn, der im Hause aus- und einging, die Verhältnisse genau kannte, dem der Verstorbene vor 2 Jahren bei Gelegenheit einer Kurreise seine ganze Barschaft und Wertpapiere zum Aufbewahren anvertraute, hätte man Auskunft erhalten, die jeden befriedigt hätte. Allein man folgte der Führung des erwähnten

Schwiegersohnes Barth. Als erfahrener Mann nahm er es bei der Aufnahme sehr genau, suchte im Hause alles selbst durch, jedoch die 10.000 Rbl. kamen nicht zum Vorschein. Wo sind sie nur geblieben? Barth weiß es! Er ratet seiner Frau und deren Schwester, also den Stieftöchtern der verdächtigten Witwe, dieser letzteren die Leibkleider zu durchsuchen. Dieser Vorschlag kam jedoch noch nicht gleich in Ausführung. Erst als man nach einigen Wochen zum Zwecke der öffentlichen Versteigerung des Vermögens in Karlsruhe wieder zusammenkam, gingen die 2 Töchter ans Werk. Um die Mittagszeit traten sie ins Zimmer der gehetzten Witwe. Als diese sich entfernen wollte, weigerte man sich zu gehen, fing mit „Du“ an, verlangte die Schlüssel und forderte nunmehr 7000 Rbl. Frau Geis weist die Töchter einfach ab, und nun stürzt sich die Frau auf die Witwe. Diese wird herumgestoßen, herumgerissen, man sucht ihr an die Leibkleider zu kommen. Natürlich setzt sich die sonst starke Frau in Gegenwehr, und man kann nicht so leicht zum gewünschten Ziele, zur Leibkleidung, gelangen. Da nun tritt der Anstifter dieser widerlichsten Dinge auf die Scene. Aus einem Hinterhalte machte er bisher den Zuschauer. Nun aber stürzt er hervor, stößt die arme Frau ins Zimmer zurück, hilft sie von Ecke zu Ecke über Stuhl und Bank werfen, schüttelt sie zur Abwechslung am Halse mittelst des Kopftuches, reißt dieses herab, arbeitet mit den Füßen. Erschöpft und hilflos ist die arme Frau der Willkür beutegieriger Menschen preisgegeben. Nachdem man den Oberrock herabgerissen, ergreift eine Tochter eine Rocktasche und will sie herausreißen. Da kommt ihr Barth zu Hilfe, reißt mit einem starken Ruck die Tasche los und eilt ins Nebenzimmer! Die Tasche enthält aber nichts als Schlüssel und einen Rosenkranz. Wie lange das arme Opfer diesen Quälereien ausgesetzt war, weiß man nicht. Die vom Gesinde herbeigerufenen Nachbarsleute konnten keinen Schutz leisten, da Barth von innen die Türen zuhielt und seine Helferinnen immer wieder zu neuen Angriffen hetzte. Endlich kam

der Hausknecht hinzu und trat für seine Herrin ein. Der Dorfälteste, dem man Meldung gab, beorderte die Polizei zum Schutze der Frau. Bei seiner Ankunft fand er die Frau eingeschlossen und von Barth und seinen Amazonen belagert. Schließlich kam noch Joh. Gärtner, der vom Landvogte schon wegen der Vorfälle bei der Aufnahme des Vermögens beantragt war, die Frau zu schützen. So kam der Abend vorbei. Von den Anwesenden wurde ein Weg der Vermittlung gesucht. „Man werfe ihnen das Stück, nachdem sie gelüftet, vor, vielleicht werden sie satt“, so urteilte man und schlug der Frau vor, sich untersuchen zu lassen. Und nun geschieht, was nicht oft vorkommt. Die „braven“ Töchter entkleiden die Mutter bis auf die Beinkleider, betasten und untersuchen alles genau. Man hat alles, auch das Hemd, durchschnobert und nichts gefunden! Nun kommt das Häßlichste. Barth, der wieder von einem Hinterhalt her den Zuschauer spielte, ist die Untersuchung nicht genau genug vorgenommen. Er springt hervor, reckt den Hals vorwärts und schreit mit von Wut gedämpfter Stimme: „Ist das gesucht? – ist das gesucht? Sucht noch!“ Das arme Opfer muß noch einmal herhalten, bis alles als frei erklärt ist. Die Niederlage Barths war augenscheinlich eine vollständige. Jedoch die Schlappe muß ausgewetzt werden. Darum geht's nun an Kiste und Kasten, an Schrank und Bett, an Stuhl und Bank, hinter Bild und Tapete, an Boden und Estrich. Alles Beweg- und Wendbare wurde gerückt und gewendet. Mit einem Häkchen aus Draht wurden sogar von Barth die gefalteten Hände einer in Zimmer würdig und schön aufgestellten Muttergottesstatue untersucht. Aber all diese Mühe ist vergebens; die 7000 Rbl. wurden nicht gefunden aus dem einzigen Grunde, weil der Verstorbene sie nicht hinterlassen hat. Um weiteren Beschimpfungen und Tätlichkeiten zu entgehen, verließ die körperlich und sinnlich mißhandelte Witwe ihr Haus, um anderswo zu übernachten. Barth und seinem älteren Schwager, der allerdings nur zufällig in die Geschichte verwickelt wurde,

diktierte der Landvogt am anderen Tage für Störung der öffentlichen Ruhe 3 Tage Arrest, die ganze Angelegenheit aber wurde zur schleunigen Behandlung dem Wolostgerichte zugewiesen. Am 20. Februar verurteilte das Landauer Wolostgericht Barth zu 15 Tagen, seine Frau zu 10 Tagen und deren Schwester zu 5 Tagen Arrest. Der öffentlich verletzte Sittlichkeit und dem verletzten öffentlichen Gewissen wurde damit einigermaßen Sühne. – Witwe Geis ist eine rechtschaffene, gewissenhafte Frau; in Karlsruhe hält niemand dieselbe des Vergehens schuldig, dessentwegen man sie grundlos und hartnäckig anschuldigte und quellte. Wir dürfen deswegen der Frage, wie solche jeder Menschlichkeit Hohn sprechende Dinge vorkommen können, um so weniger aus dem Wege gehen. Nach meiner, allerdings unmaßgeblichen Meinung sind solche Vorkommnisse nicht das Übel selbst, sondern nur Äußerungen eines tiefer liegenden Übels. Der Volksmund nennt jene, die an diesen Dingen leiden, einfach „Verdorbene.“ Die Zahl derer, welche der Volksmund mit „s sind Verdorbene“ bezeichnet, ist gegenwärtig groß. Mögen sie arm oder reich sein, diese „Verdorbene“ wühlen nur in der Erde, ihr Sinn ist niedrig, ihr Ziel ist Besitz um jeden Preis, wüste Habsucht, grober, sinnlicher Genuß und Freiheit von jeder Pflicht. Den Übungen der Religion gehen sie aus dem Wege. Sie sind ohne ernste christliche Lebensrichtung und verrohen so sehr, daß sie über Kindes- und andere Pflichten lachen. Wo sie solche Pflichten erfüllen müssen, tun sie es oft nur unter Fluchen. Diese Lebensrichtung zieht mit der zunehmenden Verarmung unserer Leutchen immer weitere Kreise und zeitigt Früchte, wie wir sie in unserem Falle bedauern.

Ein Karlsruher Bürger.

Klemens, Nr. 29 vom 18. April 1901, S. 222-223.

Katharinenfeld. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Ich habe schon so manches im verehrten „Klemens“ darüber gelesen, wie traurig es in einer Gemeinde aussieht, wo es an Friede und Einigkeit mangelt. Das Sprichwort „Friede nährt, Unfriede verzehrt“ ist da im Hintergrunde. Es wäre daher zu empfehlen gewesen, gesagten Spruch, mit großen Buchstaben gedruckt, an allen Türen und Toren der Katharinenfelder vor 8 Jahren anzuschlagen. Vielleicht wären die Leute wirklich nicht so weit heruntergekommen. Gegenwärtig ist es für die beinahe überflüssig; es mußte sein der Weiber wegen; denn die Männer sind beinahe zur Hälfte gezwungen, den Lebensunterhalt für ihre Familien durch Fuhrwerk und sonstige Arbeiten herbeizuschaffen.

Ich sagte vor 8 Jahren: Das ist die Gründungszeit Katharinenfelds. Im Verlaufe dieser Jahre leben die Leute in Unzufriedenheit über ihr Mißglück bezüglich der Bauerei. Die Schuld daran ist Uneinigkeit; doch hat auch der Leichtsinn vieles geschaffen. So z. B., fiel es einem ein, über seine Lage nachzudenken und zu fragen: „Wie wird es aber werden, wenn es in diesem Jahre wieder nicht geratet?“ – „Hm“, sagte da schnell ein anderer, „der Großvater Dück lebt ja noch“. Das war die Trostrede. Doch alles hat seine Zeit. Dieses sahen unsere Katharinenfelder auch ein, aber zu spät. Im Jahre 1900 endete der Pachttermin. Es sollte auch wieder ein neuer Kontrakt auf weitere 6 Jahre abgeschlossen werden. Wie lautete es da in der Ökonomie? Da hieß es: Erstens, reine Berechnung für die verflossenen 8 Jahre, und zweitens, für das künftige zu 2 Rbl. auf eine jede Desjatin als Handgeld. Da gab es große Augen und dazu einen ganzen Strom von Kraftwörtern. Über wen ging es denn los? – Hat man den sich selbst beschuldigt? Nein, nicht im geringsten. Das traf alles den Verwalter. . . Das Ende vom Lied war, das diejenigen, die nicht immer den Großvater Dück in Anspruch hatten, auf weitere 6 Jahre blieben, doch zählen dieselben kaum zu Hälfte.

Wie in einer jeden gut geordneten Kolonie, so haben sich auch unsere Katharinenfelder mit Schulhaus, Hirtenhaus, Pferdehock und sonstigen Gemeindesachen versehen. Da nun die Austretenden die Hälfte bilden, so mußte Rat gehalten werden, um zu dem seinigen zu kommen. Die Dableibenden machten den Vorschlag, den Wert im Geld herauszuzahlen. Da man aber das Geld von ihnen sogleich verlangte, und sie es nicht geben konnten, so kam man zu dem Schluffe, daß die Gemeindesachen sogleich ohne weiteren Aufschub verteilt werden mußten. Wie gesagt, so getan. Man griff zuerst das Pferdehock an. Die Hälfte wurde abgemessen und niedrigerissen, und nun ging es mit der Teilung unter einander los. Dasselbe sollte auch dem Hirtenhause passieren. Da aber der Hirt noch darin wohnte, blieb es für dieses Mal verschont. Nun das Schulhaus, ein Gebäude von 8 Fad. Länge und 4 Fad. Breite. Die eine Hälfte diente als Bethaus, die andere als Schule. Den Austretenden wurde die Wahl geboten, ein Ende sich zu bestimmen. Da sagte ein Hannes: „Das ist nicht recht, das Haus muß der Länge nach mitten auseinandergeschnitten werden“, – Und Hannes behielt sein Recht. Zur Tat kam es doch nicht, da ein fremder Mann herbeikam, der das Haus für 200 Rubel zum Abbrechen kaufte. Den Gaumen verführte der versprochene halbe Eimer Mogaritsch.

Das Schul- und Bethaus ist weg, der Lehrer selbstverständlich schon längst. Vom allgemeinen sonn- und feiertäglichen Gottesdienste ist schon längst keine Ahnung mehr. Und wer sollte diesem gottgefälligen Werke vorstehen? Ein Mann, der dieser würdigen Stellung zur Not gewachsen war, welche auch die Schulzenstelle längere Zeit versah, hat in die Zukunft geblickt und ist daher nach Orenburg übersiedelt. Was tun denn die Schulkinder? Na alles, was sie natürlich nicht tun sollten. So geht es in unseren Katharinenfeld. Möge der liebe Gott uns erleuchten, damit wir zur besseren Gesinnung kommen.

Ein Freund.

Klemens, Nr. 36 vom 6. Juni 1901, S. 278.

Katharinenhof. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

5. Oktober. Am 29. September feierten wir, wie alljährlich, das hl. Kirchweihfest – oder besser gesagt, das Weihefest unseres Bethauses, welches zu Ehren des hl. Erzengels Michael geweiht und so seinem ganz besonderen Schutze anvertraut ist. Auch hatten wir an diesem Feste das große Glück, unsern allgemein beliebten Hochwürdigem Herrn Pater Emanuel Simon in unsrer Mitte als Ehrengast zu begrüßen. Schon am Fronleichnamsfeste, welches bei uns gewöhnlich am Sonntage in der Fronleichnamsoktav feierlich begangen wird, wurde der Hochwürdige Herr innigst gebeten, uns doch zum bevorstehenden St. Michaelsfeste zu besuchen, welche Bitte uns auch bereitwillig gewährt wurde. Trotz den beständigen Reises Strapazen, die er in den letzten zwei Wochen Tag und Nacht durchzumachen hatte, kam er am 28. d. M. um 6 Uhr nachmittags gesund und wohlbehalten hier an. Nun herrschte ein allgemeiner Jubel – war ja der geliebte Pfarrer wieder gekommen.

Sogleich erkundigte sich der eifrige Diener des Herrn, ob der Vorfeiertags-Gottesdienst schon beendet sei, worauf man ihm antwortete, man habe sehnsüchtig seiner geharrt und den Gottesdienst deshalb möglichst lange verschoben. Gerührt durch diese Anhänglichkeit, ließ der unermüdliche Seelsorger, ohne sich nach der soeben zurückgelegten Strecke Weges von 80 Werst die geringste Erholung zu gönnen, sofort läuten und begann die Vesper. Jetzt war das heißersehnte Fest vor der Tür, und noch eine Nacht trennte uns von demselben. Als nun auch endlich diese vorüber war, trat das Fest mit vollem Glanze in seine Rechte ein. Kaum war mit der Glocke das erste Zeichen zum Gottesdienste gegeben, so strömte alt und jung, festlich gekleidet, dem Bethause zu, um dem Allgütigen mit dem Priester zusammen den gebührenden Tribut für das erlebte Fest zu zahlen. Nach dem dritten Rufe der Glocke begab sich der thätige Arbeiter im

Weinberge des Herrn an die Altarstufe und verlas das Evangelium des hl. Matthäus, welches vom Ärgernisse handelt. Die vorigjährige Festpredigt von den neun Engelchören kurz wiederholt, machte der Verkünder des Wortes Gottes eine kleine Pause, und es trat eine allgemeine Stille ein. Alle Augen wurden nun auf den lieben Redner gerichtet und die Ohren gespitzt, damit ja kein Wörtchen der langersehnten Predigt überhört würde. Diese Todesstille wurde endlich von dem Hochwürdigen Herrn unterbrochen, und mächtig erschollen aus seinem Munde die Worte: „Es müssen zwar Ärgernisse in die Welt kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernisse kommen! Ja, es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde!“ Dann erklärte der meisterhafte Redner das Wesen des Ärgernisses, die Art und Weise des Ärgernisgebens, dessen Folgen und die furchtbare Strafe, die der Ärgernisgeber im Jenseits zu erwarten hat. Zuletzt empfahl er sich und uns dem besondern Schutze des Fürsten der himmlischen Heerscharen.

Nun wurde Gott das hl. Meßopfer dargebracht. Der erhabenste Anblick aber bot sich unsern Augen erst nach der hl. Wandlung dar, als das Allerheiligste zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde. Und wirklich, ein herrliches Bild! Ein festlich ausgeschmücktes Bethaus: vorn ein mit Sträußen, Blumen und brennenden Kerzen verzierter Altar, worauf der Priester im nagelneuen funkelnden Ornate soeben das hl. Meßopfer Gott darbringt; über all diesem thront, in Brotsgestalt verhüllt, der Herr des Himmels und der Erde in einer auf dem mit Sträußen und Blumen geschmückten Tabernakel stehenden schimmernden Monstranze, die von vielen brennenden Kerzen, welche ihre Fackeln in ihr abspiegeln, umgeben ist, während alle Anwesenden ehrfurchtsvoll auf den Knien liegend, zu ihm ihre heißen Gebete emporsenden. Ja, beim Anblicke eines solchen Bildes wähnt man

in den Himmel versetzt zu sein. So verlief nun im großen Jubel das ganze Fest. Am 30. d. M. nach der Messe empfahl uns der besorgte Priester der Obhut Gottes und setzte seine Reise fort.

Möge die Schilderung unseres Festes einem manchen Leser, der bei seiner Pfarrkirche wohnt und die Möglichkeit hat, an einem jeden Feste in derselben der hl. Messe und allen Ceremonien beizuwohnen, auch als etwas Gewöhnliches vorkommen, so trägt dasselbe für uns, in einem 80 Werst von der Pfarrkirche entlegenen Dörfchen wohnenden, immerhin einen besondern Charakter. Zieht man noch in Betracht, daß in unserm Dörfchen nur 26 ärmliche Wirte sind, die durch ihre Beisteuer es so weit gebracht haben, daß der Priester jedes beliebige Fest gebührend begehen kann, ohne den geringsten Mangel an Paramenten u. s. w. zu haben – alles ist eigen –, wir aber trotzdem wegen der großen Entfernung von der Pfarrkirche im Jahre höchstens zweimal das Glück haben, an solchen Festen der hl. Messe beizuwohnen, und betrachtet man dann solche Feierlichkeiten von diesem Gesichtspunkte aus, so wird man freudig in unsere Lobhymne einstimmen.

Alle Paramente: weiß, rot, blau und schwarz, der Kelch, das Missale sind neu und in den zwei letzten Jahren von dem Hochwürdigen Herrn Pater E. Simon besorgt. Der hiesige Ansiedler Thomas Donhauser schenkte eine Monstranz für 53 Rubel und der Jamburger Ansiedler Joseph Blank mit seiner Frau Barbara zwei prachtvolle Akkordglocken für 18 Rbl. Beides wurde von dem Priester besorgt, und die Namen der Wohlthäter wurden eingraviert.

Unaufhörlich ist der eifrige Diener Gottes um das Wohl, besonders das ewige, seiner Pfarrkinder besorgt, und auf alle mögliche Art und Weise ist er bestrebt, das religiöse Gefühl in denselben zu wecken und zu erhalten. So hat er z. B. während der Osterbeicht Rosenkränze für 25 – 26 Rbl. an dieselben verschenkt.

Am soeben verflossenen Feste verschenkte er wieder 12–15 Gebet- und Erbauungsbücher, Heiligenbildchen jedesmal ohne Zahl. Ja, Katharinenhof kann stolz sein auf sein ausgeschmücktes Bethaus: stolz aber auch auf seinen beispielvollen, eifrigen und wohlthätigen Priester und innigst Gott bitten, daß er uns noch mehrere solcher idealen Priester gebe.

Konstantin Adam, Lehrer.

Klemens, Nr. 7 vom 15. November 1900, S. 53-54.

Katharinenthal. (Gouv. Cherson.)

Am 7. Oktober ist unser Konsumverein, d. i. ein Verein zum Einkauf von Lebensbedürfnissen bestätigt worden. Er ist hier wie in allen Beresaner Kolonien zur unbedingten Notwendigkeit geworden, da unsere Händler unser Volk derart aussaugen, daß all ihre Arbeit und Schweiß dahin ist. Der Konsumverein hat nun die schöne Aufgabe, diesem Übel abzuhelpen. Mögen auch alle anderen Kolonien dem nachahmungswerten Beispiele Katharinenthals folgen und diese im höchsten Grade nützlichen Vereine bei sich einführen.

Klemens, Nr. 10 vom 6. Dezember 1900, S. 78.

Katharinenthal. (Gouv. Cherson.)

Trotzdem der hiesige Konsumverein in ungünstiger Zeit ins Leben trat, nachdem nämlich zwei unfruchtbare Jahre vorausgegangen waren, wird derselbe doch immer lebensfähiger. Er zählt bis dato 127 Mitglieder mit einer Paisumme von beinahe 10,000 Rbl. Von gewisser Seite blieb nichts unversucht, den Verein zu verdächtigen, zu beschädigen oder wo möglich zu Grunde zu richten. Das zeigt aber gerade, daß Konsum- und andere Vereine nirgends eine solche Notwendigkeit geworden sind, wie hier in Beresan, denn nicht in vielen Gegenden Rußlands saugt man wohl das Volk so aus, wie hier. Man sieht daher die

Vorzüge des Konsumvereines auch täglich besser ein. Da sind feste, gewissenhafte und mäßige Preise. Dann ist ein anderer Vorteil, daß jedes Mitglied sein eigenes Abrechnungsbuch hat, wo jedesmal seine Einkäufe vor seinen Augen eingeschrieben werden. Dazu gewinnt er so einen Einblick, was für Ausgaben es das ganze Jahr für die Wirtschaft gemacht hat. Möchten nur die umliegenden Kolonien bald nachfolgen, und der Nutzen der Konsumvereine, die ja die Regierung selbst empfiehlt und stützt, wird bald allgemein erkannt werden.

B. g. r.

Klemens, Nr. 40 vom 4. Juli 1901, S. 309.

Kischinew.

Heute Nacht, etwa um 2 Uhr fand ein Einbruch in die hiesige katholische Kirche statt. Dank einer mit Eisenbeschlagenen und wohl verschlossenen Türe, die das Presbyterium von der Sakristei trennt, sind die Bösewichte nur in diese vorgedrungen und haben folgende Sachen erbeutet: ein silbernes Rauchfaß, ein silbernes Gefäß für geweihtes Salz, zwei kleine goldene Brustkreuze, ein Kruzifix. Der Verlust beläuft sich auf 80 Rbl. Meßgewänder und leinene Sachen lagen zerstreut auf dem Boden. Merkwürdig, – ein messingener Deckel vom Tintenfaß ist mitgenommen worden, dagegen ein silberner Kelch mit Patene da geblieben. – Das ist schon der zweite Einbruch in die Kirche. Kanoniker Boos, sel. And.! ist hier am hellen Tage im Pastorate bestohlen worden. H. Pfarrer Keßler machten die Lichtscheuen schon zweimal, natürlich zur ungelegensten Zeit, Visite, fanden aber keine freundliche Aufnahme und gaben Fersengeld. Aus genanntem Unfall möchte ich folgende Nutzenanwendung für Kirchen und Kirchenvorstände ziehen: Macht in den Kirchen soviel Türen, als Plan und Raum erlauben, kleidet sie in- und auswendig in starkes Blech und last sie immer auf die Nacht gut verschließen. Kommt der Einbrecher in das eine Fach, so kann er noch nicht ohne alles weitere in das andere, denn eine Nacht bietet in der Regel nicht

soviel Zeit, um durch mehrere Türen ohne Lärm und Gepolter sich Bahn brechen zu können. So war hier am 17. Oktober der Fall gewesen. Trennte nicht eine wohl verschlossene Türe die Sakristei vom Presbyterium, dann hätte der Schuft eine andere „Arbeit“ getan. Schreiber dieser Zeilen ist am genannten Tage mit dem Rufe: „Diebe in der Kirche, schnell, schnell!“ geweckt worden, es war etwa 6 Uhr morgens. Im Nu war ich in der Vorstube zur Sakristei. Hier fand ich das Gitter im Fenster erbrochen, auf dem Boden lagen Korporalien, Pallen; in der Ecke das neue weiße Meßgewand zusammengeknetet, auf dem Manipel Spuren von Stiefeln. Die hölzerne Türe zur Sakristei war erbrochen mittelst Bohr und Stemmeisen. In der Sakristei ein Chaos: Schränke, Schubladen waren geöffnet, alles durcheinander geworfen. Nur metallene Sachen sind genommen worden, alles andere war kein Objekt seiner „Specialität“.

P. Berlis.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 38.

Kleinfeld. (Gouv. Cherson.)

Was doch für kuriose Dinge in manchen Kolonien passieren! Da lassen wir jungst im „Klemens“ von einem Gemeindebullen, der mit seinen Hörnern den Glockenstuhl mit aufs Feld nahm. In Kleinfeld rettete der Lehrer die Glocke dadurch, daß er eine Fuhre Stroh unter derselben abladen ließ. Dieses ist so zugegangen: Der Glockenstuhl war ganz alt und morsch geworden und konnte die Glocke nicht mehr tragen. Läuten konnte man nicht mehr, weil die Achse, an welcher die Glocke befestigt war, nur mit einem Ende im Holze steckte, während das andere Ende frei hinunterhing. Der Lehrer sorgte dafür, daß eine Fuhre Stroh hergeführt und am Glockenstuhl abgeladen wurde, damit die Glocke, wenn sie fallen sollte, nicht zerbreche. Doch das war nur ein Mittel zur Erreichung eines Zweckes. Weil nämlich die Leute hier sehr uneinig sind und

sogar keinen Schulzen (Vorsteher) haben (denn keiner will es sein), der Ordnung schaffen könnte, so wurde auch kein Brennmaterial fürs Schulhaus besorgt, und der Lehrer mitsamt den Schülern sollten verfrieren. Die Pfiffigkeit des Lehrers half aber aus der Not.

In diesem Jahre wollten zwei Männer einen Lehrer annehmen. Da aber diese jungen Männer noch keine Schulkinder haben, so wollten sie, daß ein jedes Schulkind drei Rubel Schulgeld bezahlte. Die anderen Gemeindeglieder willigten aber durchaus nicht ein und verlangten, daß der Lohn des Lehrers aufs Land verschlagen werden sollte. Nun ging der Streit los, denn den Ausspruch des Herrn: „Selig sind die Friedfertigen“ kennen die Kleinfelder nicht. Schließlich nahmen die zwei Männer ihr Wort zurück und wollen überhaupt keinen Lehrer mehr aufnehmen, denn Schulkinder haben sie keine, und Gottesdienst brauchen sie nicht. „Die Kirche hüpfst nicht fort“, ist ein beliebter Ausspruch der Kleinfelder. Die anderen sechs Personen einigen sich schließlich dahin, daß jedes Schulkind 12 Rbl. jährlich Schulgeld zahlen müsse. – Kleinfelder, werdet klein! Ziehet das Kleid des Zankes und der Hoffart aus und ziehet das Kleid der Demut an! Merket euch das Wort: Wo kein Friede ist, da kann auch kein Segen sein.“

Vuwkas.

Klemens, Nr. 9 vom 29. November 1900, S. 71.

Kostheim. (Gouv. Taurien.)

3 Oktober. Heute ist der Tag, an welchem der hochw. Herr Pfarrer Jakob Zerr auf 31 Jahre, die er hier unter teils freudigen, teils traurigen Umständen verlebt hat, zurückschaut. 31 Jahre – eine schöne Zeit, ja ein ganzes Mannesalter! HE. Pfarrer Zerr gehört zu jenen wenigen Priestern unserer Diözese, die schon dreißig Jahre und darüber nacheinander auf einer und derselben Pfarrei sitzen. Ehre also ihm, dem hochwürdigen Herrn! Nicht

viele Jahre waren ihm beschieden, die er in gesunden Tagen zubringen sollte. Bald stellte sich bei ihm ein heftiges Magenleiden ein, das ihm bis auf den heutigen Tag noch unzählige Schmerzen bereitet. Im verflossenen Sommer war sein Gesundheitszustand ganz erfreulich, hat sich aber von Mariä Himmelfahrt an wieder verschlimmert. Dank seiner geregelten Lebensweise und seiner großen Vorsicht im Gebrauche der Speisen ist es ihm noch möglich, sich seines keineswegs beneidenswerten Lebens zu erfreuen. Das Karlsbader Wasser hat sich für ihn bis jetzt am besten bewiesen, obwohl auch das Wasser von Essentuki nicht getadelt werden kann. Wenn aber die asthmatischen Anfälle ihr Spiel beginnen, was zu gewissen Perioden nichts Seltenes ist, muß Essentuki als auch Karlsbad schweigen, bis schließlich der Gummischlauch durch eine vollständige Reinigung dem Magen wieder Ruhe verschafft hat. Es ist kein Vergnügen, wenn man es mitansehen muß, wie der hochw. Herr den Gummischlauch durch die Kehle in den Magen schafft, obwohl er darin schon eine große Gewandtheit besitzt. Gott segne ihn in seinem Leiden!

Josephus.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 37.

Kostheim. (Gouv. Taurien.)

Lange ging das Gerede unter den Leuten, daß der junge HE. Pater Neugum versetzt werde, und die Kostheimer bekämen wieder einen anderen Geistlichen. Endlich verstummte das Gerede, und niemand dachte mehr an eine Versetzung.

Am 27. Januar, Sonnabend, saßen beide HE. Geistlichen beisammen im Gespräche, als die kleine Nichte des alten Pfarrers die Post brachte, ein Paket dem alten Herrn, das andere dem jungen HE. Pater Neugum überreichte. Als P. Neugum das Paket in die Hand nahm, wurde sein Gesicht weiß, und seine Hände zitterten, indem er sprach: „Das ist meine Bestimmung. Bitte,

erbrechen Sie das Ihrige.“ Der alte Herr antwortete ihm: „Erbrechen Sie doch das Ihrige.“ Er erbrach es, las, aber sein Gesicht wurde immer blasser; endlich that er einen tiefen Seufzer, ging in die Kirche, kniete vor den Tabernakel nieder, und schüttete da sein Herz vor dem aus, der da uns in Liebe und Barmherzigkeit einladet: „Kommet alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ (Matth. 11,28.) Als er aus der Kirche zurückkam, war er heiteren Gemütes, und sagte zum Pfarrer „Morgen werde ich meine Abschiedsrede halten und Dienstag abreisen.“ So war es auch. Nachdem er nach Verlesung des hl. Evangeliums einige Worte über den Text gesprochen hatte, machte er kurz den Schluß und ging zur Abschiedsrede über. Als er zu reden anfing und den Leuten wissen läßt, daß ihm sein Abschied sehr schwer falle, weil der alte Pfarrer krank darnieder liegt, und somit die ganze Pfarrei ohne geistliche Bedienung verbleibe, die Leute um Verzeihung bat und sie bittet, für ihn zu beten, da war auch seine Seele in der Kirche, die nicht bitterlich weinte. Dann ermahnte er die Leute, den Pfarrer in seinen alten, kranken Tagen nicht zu kränken, sondern sich als treue Kinder zu beweisen. Seiner scharfen Predigten, seines Seeleneifers, seines liebevollen, heiteren Benehmens wegen, besonders wegen seiner großen Liebe zu den Kleinen, war P. Neugum bei den Leuten sehr beliebt. Das können die H. H. Lehrer dem Schreiber dieses bestätigen. Endlich kam der Dienstag, der Tag der Abreise. Was ihn bei der Abreise tief kränkte, war, daß der Lehrer von Kostheim mit den Schulkindern, die der Pater so sehr liebte, nicht zum Abschiede kam.

Kurz vor der Abreise war das Pfarrhaus voll von Leuten. Zuerst wurde Abschied von seinem alten Pfarrer genommen. Das war so schwer, daß keiner sprechen konnte; die Tränen verrieten aber die Gefühle des Herzens. Endlich küßte er dem alten Pfarrer die Hand, eilte zur Türe hinaus, wo das Volk stand und weinend

und schluchzend Abschied nahm. Schließlich riß er auch hier sich los und sagte unter Tränen und zitternder Stimme: „Liebe Leute, lebet wohl, das Scheiden tut wehe.“ Die Kostheimer Pfarrkinder werden ihn nie vergessen. Gott schenke ihm gute Gesundheit, daß er in seinem neuen Wirkungskreise auch so wirken kann, wie in Kostheim.

Klemens, Nr. 20 vom 14. Februar 1901, S. 154.

Kotschubejewka. (Gouv. Taurien.)

10. September 1900. Gestern wurde hier die Schule eröffnet im Beisein des Herrn Pfarrers P. Hein. Zuerst wurde der Hymnus „Veni creator“ gesungen; hierauf eine „Oration“ aus dem „Rituale“ gebetet, sodann wurden der Lehrer, die Schulkinder und die Anwesenden mit Weihwasser besprengt. Den Kleinen und mir selbst war solch eine feierliche Eröffnung neu und brachte einen tiefen Eindruck hervor. Wollte Gott, daß das Flehen des Priesters in Erfüllung ginge, und es mir gelänge, die mir anvertrauten Kinder zu frommen Christen und nützlichen Gliedern des Staates zu erziehen, Bei dieser Gelegenheit wurde auch von seiner Hochwürden Herrn Pater Hein ein Patron für meine Schule gewählt, nämlich der hl. Aloysius, dessen Leben den Schulkindern kurz erzählt und zur Nachahmung empfohlen wurde. Darnach wurde eine kleine Sammlung zu einem Bilde des neuerwählten Patrons veranstaltet. Das Ergebnis war 5 Rbl. 57 Kop. Dieses Geld wurde mir eingehändigt, um ein entsprechendes Bild zu besorgen. Möchte der heil. Aloysius fortwährend Fürbitte einlegen sowohl für mich und meine Schulkinder, als auch für alle Lehrende und Lernende unserer Diözese.

P. S. Die eben beschriebene Schuleröffnung verspätete dadurch, daß eine notwendige Reparatur erst jetzt vollzogen wurde; allein, lieber spät als gar nicht, und ich spreche hier an dieser Stelle der Gemeinde meiner innigen Dank dafür aus. Es

handelte sich nämlich um neue Öfen sowohl im Klassenzimmer als auch in meiner Wohnung. Es mag wohl ein mancher Lehrer in dieser Hinsicht zu leiden haben; denn schlechte Öfen im Winter sind eine wahre Plage für den ohnehin in dieser Zeit stark bedrängten Lehrer. Ja, würde ich alle schlechten Öfen in unseren Schulhäusern aufzählen und auch von dem Rauche, den dieselben verursachen, und der Kälte, die dank denselben im Schulhause herrscht, ein Lied singen, so würde dasselbe sehr lange und traurig ausfallen. Alle Dinge verlangen pünktliche Ordnung, und gewiß sollte dieselbe im Schulhause die beste sein; denn dort bringen die Schulkinder ihr halbes Leben zu und sollen daselbst fürs Leben gar vieles lernen. Deshalb ist es unumgänglich notwendig, denselben ihr zweites Heim so angenehm wie nur möglich zu machen, damit sie hier mit Freuden weilen. Gewiß wird auch der Lehrer in ein ordentliches Klassenzimmer mit Lust und Freude eintreten. Die Bewohner unserer Kolonien sollten aus Klugheit ihre Schulhäuser, vor allem aber die Schulstube hübsch einrichten, damit dieselbe anziehend und nicht abstoßend auf Lehrer und Schüler wirke. Sie sind das vor Gott ihren Kindern und dem Lehrer schuldig, damit deren Gesundheit in engen, stäubigen, finstern und kalten Schulzimmern nicht untergraben oder ruiniert werde. Leider sind viele Kolonisten in dieser Hinsicht blinder als der Blinde im Evangelium. Derselbe Mann, der es nicht sehen kann, daß seine Pferde und Kühe im Stalle zu enge beisamen stehen, und mit aller Mühe daran arbeitet, einen ordentlichen und geräumigen Stall zu bekommen, derselbe Mann, sage ich, ist dafür, das alte verloderte Schulhaus noch eine Reihe von Jahren stehen zu lassen und den Lehrer mit 50–60 Kindern in einem elenden Loche, das kaum für die Hälfte von ihnen Raum bietet, den Winter über einzusperren.

Wenn z. B. in seinem Stalle die Diele irgend wo Löcher zeigt, so muß das unbedingt ganz schnell ausgebessert werden, damit nicht

etwa ein Pferd oder eine Kuh den Fuß bricht. Wenn aber bei der Gemeindeversammlung die Löcher in den Dielen der Schulstube aufs Tapet kommen, so spricht er, daß das alles noch ein paar Jahre so bleiben muß; denn man werde doch kein Geld ausgeben für so eine Nebensache.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Gemeinde Kotschubjewka (Neukron) ein schlechtes Schulhaus habe. Nein! Vielmehr könnte dieselbe in dieser Hinsicht einer manchen großen Kolonie als Muster dienen. Es ist hier ein sehr hübsches Klassenzimmer und drei prächtige Zimmer für den Lehrer eingerichtet. In den letzten Jahren sind in einigen katholischen Dörfern der Molotschna und im Kankrenischen neue Schulhäuser gebaut worden, die von außen eine Zierde der Kolonie sind, und wenn ein Fremder daran vorbeigeht, so mag er wohl den Lehrer glücklich preisen, den die Ehre hat, in einem solchen Hause zu wohnen. Allein der Schein trügt! Denn man hat an alles gedacht, nur nicht an den Lehrer, und hat demselben zwei kleine Winkelchen zugeteilt und gemeint, das sei gut für ihn. Soll sich da der Lehrer nicht gekränkt fühlen, und soll sich bei ihm nicht die Überzeugung ausbilden, daß die Gemeinde ihn mit dem Hirten auf eine Stufe stellt? Es soll nur niemand denken oder sagen, diese oder jene Kolonie sei damit gemeint, sondern es sollen sich alle an der Nase packen, die neue Schulhäuser aufgeführt haben, denn alle sind auf ein und dasselbe Muster zugeschnitten!

— Der Mangel an Futter ist hier in der Umgegend ziemlich groß. Für einen Faden Weizenstroh zahlt man schon bis 15 Rbl. Wer hätte es vor 2 Jahren geglaubt, daß Stroh zu solchem Werte steigen kann. Damals hat man für 15 Rbl. ganze Haufen Stroh von 50 und mehr Fuhren verkauft; ja die Leute schenkten es her, nur um desselben los zu werden. Zu jener Zeit hat man das Stroh einfach von der Dreschmaschine weg auf wagen geladen und zurück aufs Feld gefahren, um es dort zu verbrennen. Wenn

alsdann am Abend Windstille eintreten war, so konnte man an allen Orten Feuer sehen, welches das am Tage gedroschene Stroh aufzehrte; ja bei sehr vielen wurde bei diesen Feuerscheine bis in die späte Nacht hinein gedroschen und das dabei gewonnene Stroh wurde augenblicklich als Beleuchtungsmaterial benutzt. Jetzt freilich denkt man anders. Man wünscht wohl auch, etwas sparsamer gewesen zu sein. Gewiß wird es allen ein guter Denkkzettel für die Zukunft sein.

Auf einen guten Regen wartet man hier schon über 2 Monate, allein vergebens. Alles Wachstum in Garten und Felde hat aufgehört; grüne Weide sucht man vergebens, und man fragt sich verwundert, wovon das arme Vieh lebt! Wird es nicht bald Regen geben, so muß dasselbe zu Hause gefüttert werden, um es vor dem Untergange zu bewahren. Ach, wenn es doch regnen möchte; denn es wäre doch die höchste Zeit zur Aussaat von Wintergetreide. Niemand hat mehr Lust, etwas mit dem Pflug zu bearbeiten, weil die zwei letzten Ernten gerade auf gepflügtem Lande ein schlechtes Ergebnis aufwiesen; ganz sollte man das Pflügen aber doch nicht einstellen, glaube ich; denn es müssen auch wieder einmal andere Zeiten kommen; oder will uns der liebe Gott den Brotkorb vielleicht auch einmal höher hängen? Wer kann es wissen! Man ist aber schon satt von den zwei schwachen Ernten, und jedermann hofft von der Zukunft das Beste.

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 3 vom 18. Oktober 1900, S. 21-22.

Kotschubjewka. (Gouv. Taurien.)

10. Oktober. Am 1. und 3. Oktober gingen hier sehr starke Gewitterregen nieder. Seitdem sieht es aber auch ganz anders aus: der häßliche Staub, welcher seit 4 Monaten fast beständig die Luft füllte und im Freien in die Augen drang, ist verschwunden. Roggen war schon vor dem Regen „auf gut Glück“ gesäet und fängt

jetzt an, herrlich zu grünen. Man hat auch dem Winterweizen wieder die Ehre angetan und denselben, wenn auch ganz wenig, gesäet. Die Viehweide, auf der ein jedes Würzelchen vertrocknet war, beginnt prächtig zu grünen. Der Wunsch aller ist, der liebe Gott möge noch eine Zeitlang warmes Wetter geben, damit das Wintergetreide noch etwas stärker werde.

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 37-38.

Kotschubejewka. (Gouv. Taurien.)

Seit dem 20. Dezember vollständiger Winter: am genannten Dato war ein Schneesturm, wie man einen solchen seit einer Reihe von vielen Jahren nicht mehr erlebt hat. Am 22. ein herrlicher, stiller Tag; am 23. wieder sehr heftiges Schneegestöber bis zum 26. abends. Viele Häuser waren förmlich verweht; ebenso auch das Futter und Brennzeug, auch jeder Weg und Steg. Zu allem Glück war nur am Anfange dieses Unwetters über 10° Reaumur; an den übrigen Tagen 3 – 8 Grad Kälte. Es hat schon viel Schweiß gekostet, bis man nur einigermaßen mit den großen Schneehaufen aufgeräumt hat, vielmehr bleibt aber zu tun. Höchstwahrscheinlich wird sich der Rost, welcher schon einige Jahre an den Schlittenläufen angesetzt hat, in diesem Winter abreiben; denn es ist eine wahre Lust zu sehen, wie die Schlitten tagein tagaus gehen. –

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 16 vom 17. Januar 1901, S. 122.

Kotschubejewka. (Gouv. Taurien).

28. Januar 1901. Der „Kolonist“ aus der Molotschna hat mit seiner Korrespondenz in Nr. 16 des „Klemens“ nicht das erreicht, was er wollte, überhaupt nicht über das gesprochen, worüber er sprechen sollte. Um das von mir im Nr. 3 dieses Blattes Gebrachte

zu widerlegen, hätte er beweisen müssen, daß dies und jenes nicht wahr sei, wie es jemand aus Bspaltschewka tat. Das nenne ich widerlegen! So hätte er z. B. sagen sollen, daß die Lehrerwohnungen in den „neugebauten Schulhäusern der Molotschna und Kankrin“ besser oder so gut seien als in Kotschubejewka. Warum hat er es aber nicht getan? Weil er es nicht kann; denn in den genannten Schulhäusern sind tatsächlich nicht mehr Zimmer, welche noch dazu klein sind!

Derselbe behauptet auch noch, daß ich den ganzen Bauernstand durch meine Korrespondenz verunglimpfe! Wo habe ich denn behauptet, daß alle Bauern so seien? Bitte, lesen Sie doch noch einmal in Nr.3! Oder hat vielleicht Herr P. Neugum auch alle Bauern ohne Ausnahme gemeint? Gewiß kann man dieselben nicht alle auf eine Stufe stellen; denn es sind eben auch Menschen, wie die anderer Stände; übrigens gibt der „Kolonist“ ja selbst zu, „daß es unter den Kolonisten noch Menschen gibt, die für Zeitung, Bildung und Schule keinen Sinn haben!“ Also sind wir einer Meinung!

Wenn ich den „Kolonisten“ recht verstehe, so mußten die neuen Schulhäuser so und nicht anders gebaut werden, „denn die Obrigkeit gibt den Plan!“ Wie kann aber die Obrigkeit wissen, daß die Gemeinde 1 Klassenzimmer, 2 Zimmer für Wohnung des Lehrers, ein Zimmer als Kapelle u. s. w. braucht? Oder wird sie vielleicht einer Gemeinde mit 120 und mehr Schulkindern einen Plan geben mit einem Klassenzimmer für 40 Kinder, oder umgekehrt? Vielleicht würde eine Gemeinde, die zwei Lehrer hat, im Plane nur mit Wohnung für einen bedacht werden? Die Molotschnaer haben also ihre Schulhäuser nicht „auf eigene Faust gebaut“, „sie erhalten den Plan hierzu von der Obrigkeit“ und diese ist schuld, daß der Lehrer nur 2 Zimmer als Wohnung bekam!

Weiß der „Kolonist“, daß in der Molotschna auch lutherische Kolonien sind? Er möge uns nun sagen, warum dürfen in den lutherischen Schulhäusern für den Lehrer 3 und mehr Zimmer eingerichtet werden? Weil es die Gemeinde oder weil es die Obrigkeit will? Meines Wissens sind die Baugesetze für alle gleich! Oder haben die vielleicht auch „auf eigene Faust gebaut“, wie die Kotschubjewker? Daß die „neugebauten Schulhäuser“ der Molotschna und Kankrin eine Zierde der Kolonien sind, habe ich ja selbst gesagt und habe an denselben nur die Wohnungen der Lehrer getadelt, was auch tadelnswert ist. Was das Lob der örtlichen Schulobrigkeit angeht, so erstreckte sich dasselbe nicht auf die Lehrerwohnung; denn wenn man den Herrn Schulinspektor ernsthaft gefragt hätte, ob er als Lehrer sein Leben in solcher Wohnung zubringen möchte, so hätte er sich sicher bedankt für die Ehre!

Der „Kolonist“ möge einmal aufrichtig sagen, wie viel Zimmer für eine Lehrerfamilie notwendig sind? Wenn er die Zahl der in den neugebauten Schulhäusern angebrachten für genügend hält, so erkläre er, warum zwei Zimmer reichen? Wenn aber nach seiner Meinung mehr sein sollten, so gebe er ebenfalls an, warum nicht mehr angebracht wurden! Er vergesse aber nicht, daß es mit der Berufung auf die Obrigkeit nicht abgemacht ist; denn die Protestanten dürfen für den Lehrer soviel Zimmer machen, als sie wollen – eben weil sie wollen!

Der „Kolonist“ will wissen, ob denn in der hiesigen Gemeinde noch wirklich solche Personen seien, welche den Lehrer mit dem Hirten auf eine Stufe stellen! Ich frage dagegen, ob das Verachtung des Lehrers bedeutet, wenn die Gemeinde ihrem Lehrer eine gute Wohnung einrichtet? „Verposemukkelt“ kann dieselbe unmöglich sein! Er nennt die Gemeinde meine Brotherren und kehrt damit eine Ansicht hervor, welche von „Anno Hubke“ her stammt und für das zwanzigste Jahrhundert nichts taugt, und stellt dadurch den

Lehrer wirklich dem Hirten gleich! Des letzteren Brotherren sind die Gemeindeglieder im vollen Sinne des Wortes: er ist ihr Untergebener, wird von ihnen gemietet und auch entlassen; kurzum, hängt gänzlich von dem Willen der Gemeinde ab. Mit dem Lehrer ist es aber nicht so, deshalb können die Gemeindeglieder nicht Brotherren des Lehrers genannt werden; wenn er auch den Lebensunterhalt von ihnen bekommt. Am Ende würde der „Kolonist“ die Gemeinde auch noch als Brotherrn des Seelsorgers aufstellen; denn auch diesem zahlt die Gemeinde Lohn!

Ich konnte es gar nicht herausbringen, in welcher Kolonie der Molotschna des „Kolonisten“ das Schulhaus steht, welches Klassenzimmer von der respektablen Größe besitzt, daß man das Kotschubejewker Schulhaus mit Wänden und Dach in einem derselben unterbringen könnte, oder sind wohl alle neugebauten Schulhäuser so groß? Das Kotschubejewker Schulgebäude mißt in der Länge 15 Faden und in der Breite 4 Faden; so lang, ja noch etwas länger, muß das Klassenzimmer sein; denn wir brauchen darin noch Raum für ungefähr 50 Kinder, welchen das Schulgebäude „als Naturalmethode dienen soll!“ Oder soll man dasselbe den Schülern auf den Kopf stellen? Vielleicht stammen dieselben von Riesen ab und würden das vertragen: der Größe des Klassenzimmers nach ist dasselbe nicht für Kinder gewöhnlicher Menschen eingerichtet! Nehmen wir aber an, es seien normale Schulkinder, so brauchen wir dennoch einen Raum von 5 Faden Länge und 3 Faden Breite. Des „Kolonisten“ Klassenzimmer wird dann 20 Faden lang und 7 Faden breit. „Oho,“ sagt der Klemensleser, „das wäre was Ordentliches; ich möchte auch sehen, was da für Fenster und Türen dran sind!“ Das ist aber erst ein Klassenzimmer; dann kommt doch auch noch die Wohnung des Lehrers? Wie groß mag wohl denn das ganze Gebäude sein? Kein Wunder, daß der „Kolonist“ es für komisch hält, wenn ich meiner Gemeinde einen Dank abstatte für ein paar Öfen und

Dielen! Wahrscheinlich denkt er: „Wir haben einen Riesenbau aufgeführt, und kein Hahn kräht darnach! Und um ein paar lumpiger Öfen wird ein ganzer Lärm erhoben!“

Ob der „Kolonist“ wohl einstens Lehrer war, weil er von „Naturalmethode“ spricht? Ich zweifle daran; denn sonst hätte er einen besseren Begriff von diesem Worte! Ein Pflug kann als Ackergerät dienen, dient auch als solches und ist deshalb auch ein Ackergerät. Ein Schulhaus ist aber keine Naturalmethode und kann auch nicht als solche dienen, weil es ein Gebäude ist! Ein prächtiges Hilfsmittel könnte das Kotschubejewker Schulhäuschen sein beim Unterrichte in der „Naturalmethode“, und das wollte der „Kolonist“ wahrscheinlich auch sagen!

Ich weiß gar nicht, seit wann man in der Molotschna die Wahrheit nicht mehr sagen darf! Ich habe zwar beim Schreiben jener Korrespondenz an das Sprichwort vom „Wahrheitsgeigen“ gedacht und auch erwartet, daß man mir „ums Maul“ hauen wird! Ich mußte aber doch die Wahrheit sagen. Oder meint der „Kolonist“ vielleicht, ich hätte nicht lieber geschrieben, daß in allen neugebauten Schulhäusern sehr gute Lehrerwohnungen sind. Hätte ich es aber gethan, so hätte ich einfach gelogen. Also meine Korrespondenz enthielt nur Wahrheit; kann der „Kolonist“ solches auch von sich behaupten? Das Blättchen hat sich gewendet; man wird ihn verlachen, weil er lauter windige Behauptungen aufgestellt hat, und wenn er auch noch sagen muß, wo das „Riesenschulhaus“ steht, so wird er es nicht können! Ja, ja, mein lieber „Kolonist“ man muß den Mund nicht so gewaltig vollnehmen! Ihnen glaubt der „Klemensleser“ nicht einmal, daß in Ihrer Kolonie ein neugebautes Schulhaus ist, wäre es auch ein ganz gewöhnliches!

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 25 vom 21. März 1901, S. 193.

Kotschubejewka. (Gouv. Taurien.)

20. August 1901. – Die Ernte ist hier trotz der sehr ungünstigen Witterung im Mai und Anfang Juni besser ausgefallen, als man erwartete; denn das Ernteresultat lautet: über mittelmäßig. Roggen gab es 5–7 Tschet., Gerste 4–7 Tsch. von der Desj.; Welschkorn und Baschtan sind gut ausgefallen; Kartoffel nicht vom besten. Es gab auch etwas Ackerheu; Weide für das Vieh ist hinreichend. Ja man kann hiedurch wirklich beweisen, daß an Gottes Segen alles gelegen ist; weil der liebe Gott ohne Regen und bei größten Dürre uns eine ganz schöne Ernte gab. Infolge des schneereichen Winters hätten wir bei dem gehaltenen Regen und kühlem Wetter im Mai eine sehr gute Ernte bekommen; jedoch Gott sei Dank auch für das Erhaltene; denn es für die größte Not mehr als hinreichend. Leider ist der größte Teil der Einwohner des Dnjeprowschen Kreises auch in diesem Jahre wieder so übel daran, als im vorigen Jahre; denn auf vielen Stellen hat man nur kaum die Saat zurückbekommen, anderwärts aber alles Gesäete zu Futter gemäht.

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 49 vom 5. September 1901, S. 382.

Landau. (Gouv. Cherson.)

Ein unerhörter, nie dagewesener Skandal ereignete sich am 10. Juni in Landau, Gouv. Cherson. Ein Brautpaar fand sich nachmittags in der Kirche ein, um gleich vor der Vesper getraut zu werden. Schon knieten beide auf der untersten Stufe der Kommunionbank; der Priester befand sich schon am Altar, um vor der Trauung das *Veni Creator* anzustimmen.

Doch er kam nicht dazu, denn plötzlich wurde ein solches Gepolter hörbar, daß alles in der Kirche erschrak und unwillkürlich die Augen nach dem Seitenaltar richtete, von wo der Lärm kam. Ist jemand beim Anzünden der Kerzen vom Altar

gefallen? fragte einer den andern, weil man nicht gut hinsehen konnte, oder ist eine Statue umgeworfen worden? Aber es war etwas anderes. Vor dem Muttergottesaltare zankten sich zwei: der Bräutigam und ein Mädchen. Letztgenannte Person schlich sich nämlich an den Bräutigam heran, riß ihm hastig den Strauß von der Brust, um gleich wieder zu verschwinden: sie kam aber nicht weit, denn schon am genannten Altare holte er sie ein und gab ihr; da sie gerade den Fuß auf den Strauß setzte, um ihn zu zertreten, einen Stoß, daß sie zu Boden fiel; aber zu spät, es war um das schöne Sträußlein geschehen, es war zertreten; deshalb konnte der Bräutigam nicht umhin, seiner Gegnerin, als sie sich erheben wollte, zwei tüchtigen Ohrfeigen zu verleihen. Da er aber nicht um alles ohne Strauß zu seiner Verlobten am Altare zurückkehren wollte, sah er sich um einen andern um, den er auch fand. Dies ist natürlich viel schneller geschehen, als ich es beschreiben kann. Bis der hochwürdige P. Greiner sich umgesehen hatte, war die „Hauptschlacht“ schon vorbei. Auf sein Geheiß mußte sich die in der Kirche anwesende Polizei von dem Geschehenen überzeugen, auf daß diesen Ruhestörern die wohlverdiente Strafe nicht ausbleibe.

„So muß es kommen,“ sprach er dann zur Versammlung; „ja so muß es kommen, wenn es nicht anders wird; sie gibt ihn als ihren Verführer, als den Urheber ihrer Schande an, und deshalb nahm sie ihm den Strauß. Schon ein ganzes Jahr wird dieser liederliche, eines katholischen Dorfes unwürdige Prozeß von einem Gericht zum andern geschleppt, weil er sich mit ihr nicht verehelichen wollte. Auf der letzten Sitzung nun in Odessa wurde er als frei von diesem Verdacht erklärt, und ich muß ihn mit einer andern jetzt trauen, denn ich sehe nicht ins Herz.“

Und unter Euch, Buben und Mädchen, befinden sich vielleicht noch manche, die um kein Härlein besser sind als jene, die „unehrlich“ dort am kleinen Altar mit dem alten Rauchmantel

getraut werden, bei deren Trauung die Orgel schweigt, wie im Advent! Gar manche vielleicht knieten schon hier am Altar, um getraut zu werden, mit Sträußchen geschmückt, die aber inwendig voll Fäulnis waren. Und am meisten seid ihr, Eltern, schuld daran, die ihr eure Kinder nicht in gehöriger Zucht haltet. Warum treiben sich eure Söhne des Nachts bis 12 Uhr oder noch länger auf der Straße herum, oder warum verhindert ihr nicht nächtliche Zusammenkünfte bei euren Töchtern? Am meisten also habt ihr, o Eltern, zu verantworten.“ Dieser gerechte Tadel trifft manche Eltern mit Recht; sie haben die Gewalt über ihre Kinder; wenn sie daher nur ein mittelmäßiges Auge auf ihre Kinder hätten, würden solche Schlechtigkeiten nicht so häufig vorkommen. Der Tochter gottesfürchtiger Eltern wird man eine solche Liederlichkeit nicht nachsagen können, wie der obengenannten, die sich noch am Traualtar an ihrem vorgegebenen Verführer so sonderbar gerächt hat. Daher werden auch rechtschaffene Eltern mit ihren Kindern keinen solchen Tag der Schande erleben; viel mehr freuen können sie sich recht herzlich, wenn sie ihre Kinder, die sie in der Gottesfurcht erzogen, mit Sträußlein geschmückt, zum Traualtare treten sehen. Für sie und ihre Kinder ist das ein Ehrentag für immer. Obengenanntes Ehepaar wird aber niemals, ohne zu erröten, von diesem Tage reden können. An diesem Beispiel möge sich die Jugend spiegeln, die Eltern aber mögen es sich zu Warnung sein lassen.

Ein Landauer.

Klemens, Nr. 40 vom 4. Juli 1901, S. 309.

Leichtling. (Gouv. Saratow.)

Den 24. September diesen Jahres ereignete sich in Leichtling folgender Fall. An genanntem Tage feierten die Einwohner dieses Dorfes das Kirchweihfest. Eine große Anzahl Menschen von nah und fern hatte sich in und außerhalb des Bethauses versammelt. Wer sich die Menschenmasse in dem Schullokal (Bethaus) näher angesehen hatte, dem mußte der Gedanke kommen: wenn nur

heute kein Unglück passiert. Und gerade solches stand bevor; als der Priester während der hl. Messe den Gläubigen die hl. Kommunion spenden wollte, da wurde eine Stimme hörbar: „Es brennt!“ Durch diesen Ruf wurden die Leute dermaßen erschreckt, daß fast jedermann der Türe zueilte. Welch ein Aufzug! Welch ein Durcheinander war das? Kleine Mädchen sprangen über die Kommunionbank, um durch die Sakristei hinauszukommen; einige Männer suchten durch die offenen Fenster das Freie. Und was war draußen los? Nichts. Es bewahrheitete sich hier buchstäblich der Spruch: „Viel Lärm um nichts.“ Es mag wohl möglich sein, daß diese Frau, welche durch ihr unvorsichtiges Rufen die Unordnung hervorrief, aus einem Schornstein (Kamin) Rauch, oder sogar vielleicht Feuerfunken hervorkommen sah; doch wird sie wahrscheinlich keinem Menschen davon etwas erzählen. Gottlob, daß es kein Menschenleben gekostet hatte. Solche dumme Streiche mögen sich nur nicht oft wiederholen!

Klemens, Nr. 4 vom 25. Oktober 1900, S. 30.

Maiborodka. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Eine Bande Zigeuner streift in der Gegend von der Station Losowoje umher und verübt schreckliche Mordtaten und Diebstähle. Hauptsächlich gerne plündern sie die Gebietsämter. So plünderte eine solche Bande in der Nacht auf den 21. September v. J. das Gebietsamt in Maiborodka, Pawlograder Kreis. Aus der Kasse stahlen sie 1,200 Rubel und obendrein ermordeten sie noch 8 Menschen, nämlich: den Gebietsschreiber, dessen Frau, ihre zwei kleine Kinder, dann ihre Dienstmagd und drei Polizeidiener. Glücklicherweise gelang es einem Gendarm diese ruchlose Mörder – 8 Männer und 1 Frau – festzunehmen. Auch andere Banden verübten mehrere Überfälle. Der reiche F. Killmann mußte beinahe sein Leben einbüßen; obwohl die Mörder 3 Schüsse auf ihn abfeuerten, so gelang es ihm doch mit

der Hilfe Gottes, sich den Bösewichtern zu entziehen, da es sehr finster war. Einen Mörder hat Killmann mit seinem Dolche schwer verwundet, woran der Taugenichts am dritten Tage starb; dann wurden noch mehrere von dieser Bande festgenommen. J. D.

Klemens, Nr. 14 vom 3. Januar 1901, S. 106.

Mannheim. (Gouv. Cherson.)

Am 27. Juli nachmittags um 2 Uhr zog ein furchtbarer Sturm über die Kolonie Mannheim. Dächer wurden teilweise abgerissen, Stroh- und Fruchthaufen umgeworfen und zerstreut, ja sogar Bäume von 2 Werschock Durchmesser abgebrochen oder ausgerissen. Der Sturm wurde von einem gewaltigen Regen, der wie aus Kübeln herunterströmte, begleitet, wodurch alles, was der Sturm aufgerissen oder umgeworfen, durch und durch durchnäßt, und somit der Schaden viel größer wurde. Ungefähr 5 Minuten nach diesem Sturme brach unerwartet ein neues los, wobei es schrecklich hagelte. Es gab mitunter Hagelkörner von der Größe eines Hühnereies; jemand will sogar ein Eisstück gefunden haben von drei Viertel Pfund Gewicht. Besonders litten die dem Wetter entgegenstehenden Häuser. Über 1000 Scheiben sind zerbrochen vom Hagel; an den beiden Schulgebäuden und am Pastorate allein 33. Auch das Welschkorn wurde beschädigt, indem Kolben abgeschlagen und die Blätter ganz zerschlitzt sind, so daß es in diesem Jahre kein gutes Futter bietet. Am meisten aber litten die Weintrauben; die Aussicht auf eine vollständige Weinernte ist dahin, da nur noch der 4. oder 5. Teil der Weintrauben vorhanden ist, alle übrigen sind vernichtet. Es war schrecklich. Der Schaden, den uns dieser Tag brachte, ist sehr groß. In Mannheim wird noch lange davon gesprochen werden. Gott behüte uns vor einem solchen zweiten Tage!

L. L. Adler.

Klemens, Nr. 50 vom 12. September 1901, S. 390.

Mariaheim. (Gouv. Taurien.)

Dezember 1900. – Ich habe immer erwartet, es würde jemand einen ausführlichen Bericht über das Ernteresultat im Melitopoler Kreise vom Jahre 1900 im „Klemens“ bringen. Leider ist aber solches nicht geschehen, und darum sehe ich mich veranlaßt, einige Notizen hierüber zu liefern. Begebe sich der freundliche Leser im Geiste nach der Wolga, oder rufe er sich in sein Gedächtnis die Mißernte zurück, von denen Bessarabien und das Chersonsche Gouvernement im vorigen Jahre heimgesucht wurden, und er kann sich so ziemlich ein Bild vorstellen, wie es heuer bei uns mit der Ernte ungefähr bestellt war. All das mit Wintersaat bereits besäete Land mußte im Frühjahr mit Sommergetreide der verschiedensten Art neu bestellt werden. Schon das vorhergehende Jahr gab eine schwache Ernte; Vorrat war bei den meisten Wirten keiner mehr vorhanden, daher ist es auch kein Wunder, wie schwer es den Landwirten ankam, den Acker zweimal bestellen zu müssen. Aber die mit so schweren Opfern nun zum zweitenmal bestellte Frühjahrssaat brachte uns abermals eine schlechte Ernte. Anfangs war der Stand des Getreides noch befriedigend; allein Mangel an Regen, starke Hitze und anhaltende Dürre waren die natürlichen Ursachen unserer sehr schlechten Ernte. Mit beklommenem Herzen überschauten wir unsere Fluren, die uns soviel Mühe und Opfer verursacht haben, doch umsonst, unsere Hoffnungen waren verschwunden, an ihre Stelle trat ein trostloses Bild der Zukunft mit all den Schrecken. Getreide hatten wir also fast gar keines oder doch ganz wenig zu hoffen: unser Flehen beschränkte sich nur auf das Futter. Aber auch die Futterernte versprach eine ganz spärliche zu werden; schließlich richtete sich unser Blick auf das Welschkorn, um wenigsten mit dessen Hilfe das liebe Vieh füttern zu können. Allein auch dieses verfiel demselben Schicksal, wie das übrige Getreide, und von Futterstroh war im Oktober Monat ganz wenig

mehr vorhanden. Seit dem Herbste ist man mit Ankauf von Heu, Stroh, Häcksel und Futtergetreide für das Vieh besorgt; das wäre aber nur der Anfang vom Liede, was mag uns aber am Ende des Winters erwarten? Eine Frage, die keinem Landmann Befriedigung geben kann. Überhaupt war das Ernteergebnis in der Kolonie Mariaheim ohne Ausnahme ein sehr geringes und reicht durchaus nicht hin, um auch nur die nötigsten Bedürfnisse damit zu decken. In einigen anderen Dörfern an der Molotschna, z. B. in Waldorf, Heidelberg etc. ist eine mittelmäßige Ernte zu verzeichnen und ist deren Lage im Vergleiche zu der unseren noch eine günstige zu nennen.

Die aufeinanderfolgenden schlechten Ernten brachten bei unserem Landmann einen ganten Stillstand hervor. Trillmaschine und der einscharige eiserne Pflug sind in den Ruhestand versetzt worden. Vorher hat man mit genanntem Pfluge rastlos gearbeitet und bis spät in den Herbst hinein ununterbrochen gepflügt; man rastete nicht eher, bis das ganze Land brach gelegt war; man setzte auf das Pflügen große Hoffnungen und erwartete davon gute Resultate. Dank der Trockenheit der vorletzten Jahre erwies sich das Getreide auf solchem Acker weit schlechter, als auf nicht gepflügtem Boden. Man kam nun zur Einsicht, daß das Pflügen Ursache der schlechten Ernte sei, und stellte daher den Pflug, ungewiß ob zum Nutzen oder Schaden des Landmannes, zur Seite und griff wieder zum alten System. Deshalb wurde auch hier in diesem Herbst fast gar nicht gepflügt, und man befaßte sich einfach mit Bestellung des Wintergetreides, das auch dank der günstigen Witterung schön aufgegangen ist und sich im befriedigenden Zustande erhalten hat. –

Auch an Brennstroh ist hier eine ganze Krisis eingetreten und die Nachfrage nach demselben ist eine große geworden. Man zahlt Riesenpreise dafür und kann es öfters beim besten Willen nicht bekommen. Statt Stroh ist man gezwungen mit Holz zu heizen.

Ein manch hübscher Baum in Wald und Garten, der als Zierde des Dorfes so mühevoll gepflegt und gezogen ward, wurde umgehauen und zu Brennholz verschafft. Wenn es nun bei den Wirten so traurig mit der Heizung bestellt ist, wie mag es unter solchen Umständen unter den Handwerkern des Dorfes aussehen? Nun, da ist eben das Elend in dieser Hinsicht noch größer; abgesehen, daß diese ohne jegliche Arbeit dasitzen, müssen sie mit ihren armen Kindern manchen Wintertag vielleicht ohne einen Bissen Brot in einer kalten Stube verbringen. Armut! Welch ein trostloses Wort. Aber doppelt schwer ist dieselbe für die Armen in den Dörfern.

Ein neues Jahr beginnt und mit demselben neue Hoffnungen auf eine gute Ernte. Gebe der liebe Gott hierzu allen seinen reichlichen Segen.

Emanuel Bader.

Klemens, Nr. 17 vom 24. Januar 1901, S. 129-130.

Mariaheim. (Gouv. Taurien).

1901. Die in Nr.14 des „Klemens“ erwähnten Diebstähle und Mordtaten, über die uns bereits schon früher Nachricht zugegangen ist, liefern den Stoff zu allen möglichen Gerüchten unter den Bewohnern des Südens. Die unternommenen energischen Maßregeln und Kampfe gegen die Übeltäter, welche am Donez-Distrikte plünderten, sind mit Erfolg gekrönt worden. Einige dieser Räuberbande sind ergriffen und wurden vom Gerichte zum Tode verurteilt, doch erfolgte die Allerhöchste Begnadigung, welche die Todesstrafe in Zwangsarbeiten in den Sibirischen Bergwerken umwandelte. Laut Zeitungen und privaten Mitteilungen hat man hierüber folgendes in Erfahrung gebracht.

Die in Charkow dem Kriegsgericht unterstellte Bande Zigeuner bildet nur einen Teil einer ungemein großen räuberischen

Organisation, welche sich ein festes Räubernest in den Bergwerken des Jekaterinoslawschen Gouvernements, vorzüglich aber im Kreise Bachmut errichtet hat. Die bereits eingefangene Räuberbande wird nur einiger Diebstähle und Todschläge, welche September vorigen Jahres von derselben verübt wurde, beschuldigt. Die Schuldigen an der Plünderung anderer Gebietsämter, desgleichen auch die vielen Diebstähle und Mordthaten, welche vor 2 Jahren in den Bergwerken und auf Landgütern verübt wurden, sind bis jetzt noch nicht entdeckt. Aber noch mehr Schrecken erregte es, als nach der Einfangung der Charkower Zigeunerbande im Jekaterinoslawschen Gouvernement abermals mit derselben Frechheit neue Diebstähle und Mordthaten verübt wurden. Man gelangte auch zur Kenntnis, daß an mehreren Diebstählen, welche gar nicht lange in den Bergwerken vollbracht wurden, die bereits arretierte Zigeunerbande nicht teil genommen hat. In Makejewka wurde das Gebietsamt unter folgenden Umständen geplündert: In einer Nacht schlief in einem der Zimmer des Gebietsamtes auf der Geldkiste der Urjadnik. Ganz in der Stille drangen die Diebe in genanntes Zimmer, knebelten den Urjadnik, hoben ihn von der Kiste herunter und legten ihn auf eine Bank, stellten ihm eine mit Gewehr versehene Schildwache zur Seite, die mit aufgespanntem Hahne den Flintenlauf auf die Brust des Urjadniks hält. So lag er halb lebend, halb tod, bis die Räuber, in einer Anzahl von 8 Mann, die Kasse erbrachen, daraus 6,000 Rbl. stahlen und sich mit ihren Wagen verdufteten.

Bei Jusowka fand man unlängst den Leichnam einer verstümmelten Frauenperson, an der die Brust zerschnitten und das Gesicht zur Unkenntlichkeit entstellt war. Einige Anzeichen lassen vermuten, daß die ausgeplünderte und erschlagene Frau eine reiche Dame gewesen sein soll, die in Jusowka angekommen, aber nachher weiß Gott, wohin verschwunden ist. Noch vor gar

nicht langer Zeit wurde in Jusowo einer von den Hausbesitzern unter folgenden Umständen bestohlen. Die ruchlosen Räuber kletterten an der Dachrinne des Hauses zu einem Fenster im zweiten Stockwerk, nahmen den Fensterrahmen heraus und drangen mit Revolvern in der Hand in das Wohnzimmer. Beim Einbruch leistete der Hauswirt den Dieben entschiedenen Widerstand, wobei er und seine Frau verwundet wurden! Nachdem die Räuber sich Wertsachen in Summa von 1,500 Rbl. angeeignet hatten, verschwanden dieselben auf ihren eigenen Fuhrwerken.

Im Horlowschen Bergwerk wurde das Kontor von einer ganzen Räuberbande überfallen. Bei diesem Überfall wurde der Wächter des Kontors getötet und ein Ingenieur verwundet. Die Plünderung verhinderte jedoch die Ankunft von Kosaken, doch gelang es auch hier den Räubern zu entkommen.

In Jusowo, in den Schachten der Französischen Gesellschaft fand man in einer Grube den ermordeten Leichnam eines reichen hiesigen Juden. Die Übeltäter all dieser schrecklichen Verbrechen sind noch nicht gefunden, allein man hat Mitglieder einer Räuberbande in Verdacht, welche von entlaufenen bekannten Sträflingen angeführt werden, und deren Einfangung bis jetzt noch nicht gelungen ist.

Aus meiner unmittelbaren Nähe wäre außer kleinen Diebstählen Gottlob nichts zu berichten; will hoffen, daß uns der liebe Gott auch in Zukunft von diesen unwillkommenen Besuchern verschonen werde.

Emanuel Bader.

Klemens, Nr. 25 vom 21. März 1901, S. 193-194.

Mariaheim. (Каменная) (Gouv. Poltawa)

10. April 1901. Im „Klemens“ wird vieles geschrieben über Schulen, Schullehrer, Waisenkassen und drg. Da es in Mariaheim

auch nicht ganz heuer aussieht, so glaube ich mich einer Pflicht zu entledigen, wenn ich solches der Öffentlichkeit mitteile. Im Herbst 1899 mieteten die Mariaheimer einen Lehrer mit Namen J. Klaas, welcher bei seinem Vater an der Station Krasnopawlowka als Dwornik war. Schule und Schulunterricht waren ihm fremd. Dieser junge Mensch, kaum 17 Jahre alt, wurde nun in Mariaheim als Lehrer angestellt. Anstatt nun sich dem Lehrfach zu widmen und sich durch Lesen guter Bücher einige Kenntnisse zu sammeln und durch gute Beispiele und Sitten der Jugend mit Wort und That voranzugehen oder bei älteren und erfahrenen Männern etwas zu erlernen, ging er zu den wildesten Burschen des Dorfes, besuchte alle Abende Lustbarkeiten, war auf dem Tanzboden er der erste und letzte. Außerdem gab er sich noch mit allem möglichen Weiberklatsch ab. Er fing an, unter den Leuten Parteien zu bilden und brachte das ganze Dörfchen in die größte Uneinigkeit. Es gaben Prozesse, und der HE. Lehrer mußte fast jede Woche zu Gericht fahren. Da kannst du, lieber Leser, denken auf welchem Fuß eine solche Schule stehen kann, und welchen Unterricht die Kinder erhalten haben. Zu allem skandalösen Treiben des Lehrers kam noch eine „Heldenthat“ hinzu. Im verflossenen Sommer trieb ein Schafhirt seine Herde durchs Dorf. Schafe wurden durch einen Hund von der Herde getrennt und sprangen in einen Stall. Der Lehrer Klaas bemerkte dieses, sprang nach, ergriff eines und trug es heimlich nach Hause zu seinem Schwiegervater, dort wurde das arme Tier geschlachtet und gemütlich bei guter Laune verzehrt. Es fanden dich aber Männer mit gutem Gewissen, die diese böse That der Polizei meldeten. Es wurde untersucht und als begründet befunden, und der saubere Lehrer wurde für solche „Heldenthat“ gesetzlich bestraft. Nicht wahr, lieber Leser, fürwahr schöne Beispiele von einem Lehrer. Ich glaube, solche Subjekte werden sich wohl nicht mehr vorfinden, die den Lehrerstand mit solcher Schande besudeln würden. Mittlerweile wurden die Streitigkeiten und Feindseligkeiten in der Gemeinde immer größer. Unterdessen

kam auch der erste April, und mit demselben war die Dienstzeit des Lehrers Klaas abgelaufen. Die Besserdenkenden Wirte sagten dem Lehrer gänzlich ab, einige aber hingen noch an ihm fest. So wurde hin- und hergezankt. Es verging die Zeit, der Herbst kam herbei, es soll ein Lehrer gemietet werden, es fand sich auch ein Mann, der den Dienst annehmen wollte. Da sagten die Freunde des Klaas: "Wenn Klaas nicht gemietet wird, so wird gar kein Lehrer gemietet." So ist in Mariaheim bis jetzt noch kein Lehrer. O wie traurig sieht es jetzt in Mariaheim aus! Die Kinder wachsen ohne Schule, ohne Christenlehre auf wie die Wilden und treiben allen Unfug, und das haben die Eltern zu verantworten. Zum Halten der Betstunde wurde ein Mann von 50 Jahre gewaltmässig angestellt. Derselbe war einmal Kirchenvorsteher und hatte 60 Rbl. Kirchengeld verwendet zur Beerdigung seiner Kinder. Dieses Geld kann er nicht mehr zurückzahlen und muß nun die Schuld abverdienen, d. h. muß jetzt „Kerch halten“. Es geht ihm sehr kümmerlich: der Mann kann nur kaum lesen, singen versteht er gar nicht, das Beten aus dem Buch ist sehr mangelhaft, da er nicht gut sieht, so kommen viele Wörter falsch und verkehrt heraus, die Lieder werden 2–3 mal angefangen, denn es sind 3–4 Vorsänger, jeder will das Lied anfangen, und jeder hat eine andere Melodie, so daß ein Durcheinander entsteht. Wer am besten schreien kann, ist Meister. Beim nach Hause gehen spotten und lachen die Leute selbst über solche Betstunde. So wird jetzt in Mariaheim die Betstunde gehalten. Es ist dieses keine Andacht, keine Betstunde, sondern vielmehr ein Spotten oder Scherzen mit Gotteswort, und solches Treiben sollte gänzlich untersagt werden. Mancher Leser wird meinen, es ist zu übertreiben oder zu grell dargestellt, aber ich sage nein; es ist die reine Wahrheit und kann faktisch bewiesen werden. Mariaheim ist weit hinter Kleinfeld, Mariinsk, Ansburg u. s. w., ja man möchte sagen, die Mariaheimer seien Hottentotten, Kaffern oder die Zulus in Afrika oder die Eskimos. Die ganze Welt ist jetzt im Fortschritt begriffen, alles strebt nach

Bildung, Wissenschaft, Ordnung, Friede und Liebe, aber Mariaheim will, scheint es, grade das Gegenteil. Ich möchte den Mariaheimern raten, in Zukunft einen bessern Lehrer zu mieten, einen guten Schulzen zu wählen, damit Mariaheim wieder in Ordnung kommt und für das Wohl der Kinder mehr Sorge als bis jetzt.

Ein wohlmeinender Freund A. N.

Klemens, Nr. 32 vom 6. Mai 1901, S. 246.

Marienberg. (Gouv. Samara.)

Als Warnung, daß man kleine Kinder nicht allein zu Hause beim Feuer lassen soll, möge den Hausmüttern folgendes Beispiel dienen.

Am 6. September ging Elisabeth Rausch zu ihren Nachbarin, um dort etwas zu leihen oder auch vielleicht um etwas Neues von jener zu hören oder ihr zu erzählen. Da sie aber das Feuer, welches sie auf dem Herd angezündet hatte, unter keiner Bedingung ohne Aufsicht lassen wollte, so riegelte sie ihre sechsjährige Tochter als Wächter zu demselben. Wahrscheinlich waren aber der Neuigkeiten viel bei der Nachbarin, denn die Tochter, die sich ganz hungrig gewartet hatte, entschloß sich, Kartoffeln im Feuer zu braten, wobei ihr Hemdchen von der Flamme ergriffen und sie selbst beinahe ganz aufgezehrt wurde. Der Nachbar hörte ihr Jammern und ließ sie heraus. Natürlich wollte dem Jammern und Wehklagen der Mutter, als sie nach Hause kam, keine Ende werden, da sie ja nur, wie sie sagte, eine Minute fortgewesen sei, was aber an der Lage des Kindes nicht änderte, denn schon nach ungefähr zehn Stunden war es eine Leiche.

Lehrer Joh. Hermann.

Klemens, Nr. 3 vom 18. Oktober 1900, S. 22.

Marienberg. (Gouv. Samara.)

Schon über zwei Jahre ging das Gerücht, daß P. Franz Löwenbrück überführt werden sollte; da aber die Kirche in Marienberg noch nicht fertig war, so sagten die Einwohner von Marienberg: „Unser Paterchen darf nicht fort, sonst bleibt unsere Kirche stehen und wird lange nicht fertig.“ Dies wäre wahrscheinlich auch in Erfüllung gegangen. Als aber die Kirche fertig und von unserem Hochwürdigem Diözesanbischof konsekriert war, tauchte bei den Marienbergern kein Zweifel mehr auf, daß P. F. Löwenbrück bleiben werde. Man sagte: „Jetzt bleibt unser Pater da, bis er stirbt.“ Im Januar Monat dieses Jahres hörte man aber wieder das Gespräch von verschiedenen Seiten, daß P. F. Löwenbrück überführt werden sollte, bald nach Saratow, bald nach Rownoje. Den 5. April kamen Papiere, daß P. F. Löwenbrück nach Rownoje als Pfarrer und Dekan bestimmt sei. Bald fing man an zu brummen. Einer fragte den andern: „Ist es denn wahr, daß unser Paterchen nach Seelmann als Dekan kommt?“ – „Wer hat denn das wieder aufgebracht? Das kommt gewiß von den alten Weibsleut?“ – „Nein, das hat dieser und auch jener gesagt, die waren im Kolonieamt, als die Briefe kamen, auf dem einen war sogar geschrieben: Его Высокопреподобию Г-ну Ровненскому Декану, священнику Францу Левенбрику.“

Den 8. April, am Sonntag, bestieg seine Hochwürden die Kanzel und offenbarte seinen Pfarrkindern folgendes:

„Geliebte Marienberger Pfarrkinder! Kraft Bischöflicher Verordnung, welche dieses Papier da bringt, bin ich der Rechte und Pflichten des Pfarrers an der Marienberger Pfarrkirche enthoben und in die Rechte und Pflichten des Pfarrers an der Pfarrkirche zu Seelmann und des Dekans im Dekanat Rownoje eingetreten. Diese Nachricht mag wohl überraschend wirken auf euch alle. Ich glaube dies gerne; denn auch mir hat dieselbe Unruhe verursacht. Ich war immer der Meinung, in eurer Mitte bis

an mein Lebensend verbleiben zu können, und ihr, glaube ich, waret auch der Ansicht, daß ich bei euch bleiben werde. Doch Gott, dem alles unterstellt ist, denn jede Gewalt auf Erden sich zu fügen hat, hatte, während wir so dachten, ganz andere Pläne. Wir müssen uns nun aber, so schwer es auch fällt, zufrieden stellen, weil Gott in seiner weisen und unfehlbaren Vorsehung, der wir Achtung und Unterwürfigkeit schulden, dies verfügt hat. Eine sechs Jahre lange Frist ließ mich genügend erkennen eine aufrichtige Anhänglichkeit an mich. Die Achtung, womit ihr mir jederzeit entgegen kamet, der Gehorsam, womit ihr alle meine Wünsche erfülltet, die Liebe, womit ihr mich mit Wohltaten überhäuftet, die Eintracht, in deren Schranken meine Worte und Mahnungen euch unter Gottes Segen gebracht, das Gute, das ihr im Laufe der Zeit getan, beweisen dies deutlich. Gerade so aufrichtig habe auch ich es mit euch gemeint, dieses beweisen mein saurer Schweiß, den ich für euch vergossen, die Tränen, die ich für euch geweint, meine beste und schönste Lebenszeit, von der ich für euch sechs Jahre auf Verordnung und unter Oberleitung unseres Hochwürdigsten Oberhirten geopfert. Dies muß einem klar machen, daß eine Trennung unter solchen Verhältnissen schwer fällt. Es ist schwer, seinen Vater, seine Mutter, es ist schwer für den Mann, die Frau und für die Frau den Mann, die Kinder, nahe Anverwandte, Freunde zu verlieren, und nicht minder leicht ist es, seinen Priester, einen geistlichen Vater, seinen Seelenhüter, seinen Seelsorger zu verlieren. Marienberg ist im Vorwärtskommen nach allen Seiten hin begriffen. Der Boden zu vielem Guten, zum christlichen, sowie wirtschaftlichen Leben ist bereitet. Ein jedes Haus, jede Familie, jedes Gemeindemitglied hat die Bahn zum Himmel betreten. Die Weiterförderung von allem würde ich von Herzen gerne leisten, aber die Trennung in unserm Fall macht sie, wenn nicht ganz unmöglich, so doch bedeutend schwieriger. Ich muß von den Kindern, die ich so wenig unterrichtet, von euch Erwachsenen, die ich so wenig

belehrt, von dem Beichtstuhl, in dem ich noch so wenig Gnade gespendet, von dem Altar, auf dem ich so wenig für euch gebetet und geopfert, von der Kanzel, von der ich euch so wenig ermahnt habe, und dies erschwert demgemäß mein Weggehen, dieses stimmt einen untröstlich. Jedoch findet man auch wieder Trost in dem Gedanken, daß weder ihr noch ich diese nahe bevorstehende Scheidung verursacht haben. Sie ist von unserm Hochwürdigsten Diözesanvater, der die Fürsorge über die ganze Diözese inne hat und gut weiß, das allgemeine Wohl seiner Herde zu fördern, unter Gottes Führung verordnet. Sowie Gott alles lenkt und leitet, so leitet er besonders seine Kirche, bei der er versprochen hat zu bleiben bis ans Ende der Zeiten, so hat Gott auch diese ganze kirchliche Oberhirtliche Verordnung geleitet, und in Anbetracht dessen wollen wir uns nicht schwer die Scheidung fallen lassen, sondern uns trösten mit Gott.“

Als seine Hochwürden die Kanzel bestiegen hatte, herrschte in der Kirche eine Todesstille: wie er aber nach und nach seinen Worten immer stärkeren Nachdruck gab, da brachen die Leute in lautes Schluchzen aus, so daß seine Hochwürden die Rede etwas abkürzen mußte und beim Verlassen der Kanzel selbst einen Strom von Tränen vergoß.

Am Sonntag den 15. April bestieg seine Hochwürden P. F. Löwenbrück zum letztenmal die Kanzel und hielt eine Abschiedsrede.

Groß war der Schmerz der Leute, als P. Löwenbrück seinen Pfarrkindern am 8. April mitteilte, daß er kraft bischöflicher Verordnung der Rechte und Pflichten des Pfarrers an der Marienberger Pfarrkirche enthoben und in die Rechte und Pflichten des Pfarrers an der Pfarrkirche zu Seelmann eingetreten; aber noch größer war er bei der letzten Abschiedsrede, weil die Trennung so nahe stand.

Am Dienstag hielt seine Hochwürden eine heilige Messe für alle Verstorbenen der Marienberger Pfarrei, besonders für jene, welche während seines Daseins in Marienberg gestorben sind, und am Mittwoch den 18. April hielt er ein Feierliches Hochamt für die Marienberger Gemeinde. Nach demselben begaben sich alle Leute ans Pastorat, wo der Hof und die Straße ganz angefüllt waren.

Die Leute bildeten eine Prozession, um ihrem guten Seelenhirten die letzte Liebe und Ehre zu erweisen. Dann ging er fort. Ein Knabe schritt mit dem Kreuze vorher, ihm folgten die Leute in zwei Reihen, 30 Kinder, mit Blumenkränzchen geschmückt, begleiteten den guten Seelenhirten, Blumen streuend vor ihm her bis 200 Faden vors Dorf an ein Kreuz.

Am Kreuze angekommen, kniete Seine Hochwürden nieder und betete nochmals für seine gewesenen Pfarrkinder, bis alle herbeigekommen waren, während die Sänger ein passendes Lied sangen. Als P. F. Löwenbrück sich von den Knien erhob, reichte Herr Obervorsteher Georg Grünewald ihm ein kostbares Album als geringes Geschenk der Dankbarkeit von den Gemeinden Marienberg und Streckerau.

P. F. Löwenbrück dankte herzlich und hielt eine kleine von Liebe und echter Herzlichkeit durchdrungene Abschiedsrede an seine Pfarrkinder. Als er das Volk bat niederzuknieen, um demselben seinen priesterlichen Segen zu geben, und nach dem Segen sagte: „Jetzt begeben euch alle in Gottes Namen nach Hause,“ – da brachen alle Leute in ein herzerreißendes Weinen aus, alle vergossen bittere Tränen, alle drängten sich nach dem guten Hirten, ein jeder wollte am nächsten sein beim Einsteigen in den Wagen. Während dieser Zeit sangen die Sänger dem Seelenhirten ein Abschiedslied.

Nachdem bestieg P. F. Löwenbrück den Wagen, welcher sich alsbald direkt nach Rownoje in Bewegung setzte. Vor Rownoje

ungefähr 8 Werst standen 7 Vorreiter bereit und 10 Zweigespanne, auf welchen die Herren Obervorsteher, Kreisschreiber, Vorsteher, Schreiber, Kirchenvorsteher, Kwjätkowsky und andere seine Hochwürden empfangen. In Seelmann angekommen, erwartete die Prozession seine Hochwürden, es wurden alle Glocken geläutet, vor der Kirche reichte P. A. Seewald das Kreuz zum Kusse, dann ging es in die Kirche, wo die Installierung stattfand.

P. A. Seewald wandte sich ans Volk und erklärte in kurzen Worten, daß P. F. Löwenbrück von jetzt an ihr Seelenvater sei, und nach dessen Rede bestieg P. F. Löwenbrück die Kanzel, um seine neuen Pfarrkinder zu begrüßen. Eine merkliche Stille trat während seiner Rede ein, da alle gespannt waren auf das, was kommen sollte.

Nach Beendigung der Ceremonien in der Kirche begleiteten die anwesenden Geistlichen und das Volk den neuen Hirten ins Pastorat, wo man ihm Glückwünsche darbrachte.

Ein mancher wird fragen: „Ja warum weinen denn die Marienberger so? Sie bekommen doch wieder einen andern Pfarrer.“ Daß die Marienberger einen andern Pfarrer bekommen, das ist wahr, sie hatten auch früher viele und auch gute Priester, aber niemand kann sagen, daß einer so viel Gutes in Marienberg gewirkt, wie P. F. Löwenbrück. Um den geehrten Klemenslesern dieses verständlich zu machen, will ich nur einiges von P. F. Löwenbrück seinem Wirken anführen.

Im Jahre 1895 den 10. Juni kam er nach Marienberg. Das erste, was er tat, war die Stiftung des Friedens und die Gewinnung des Zutrauens seiner Pfarrkinder, was er auch durch Taktik bald erreichte. Als er sich das Zutrauen seiner Pfarrkinder erworben hatte, arbeitete er nicht nur an geistlichem, sondern auch an leiblichem Wohle seiner Pfarrkinder.

In Marienberg sah es in jener Zeit sehr traurig aus, denn das Bethaus der Marienberger Gemeinde war so baufällig, daß, wenn Festtage waren, man in großer Gefahr schwebte, es würde ein großes Unglück vorkommen, so daß die Leute auf die Emporen nicht gelassen wurden. Da es Schande, ja Elend war, den lieben Gott in einem so erbärmlichen Gebäude aufzubewahren, oder richtiger zu sagen im Gefängnisse zu halten, hielt seine Hochwürden eine Rede an das Volk, in welcher er die Marienberger Gemeinde bat, eine andere Wohnstätte für den lieben Gott zu errichten. Gewiß gab es sehr viele Zweifler, welche den Bau einer neuen Kirche für unmöglich hielten. Es ist aber auch nicht zu verwundern. Denn man sagt: „Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer.“ Vor einigen Jahren büßte schon die Marienberger Gemeinde ungefähr 18000 Pbl. ein und bekam doch keine Kirche, weil eben kein richtiger Führer war, welcher die Sache in die Hände nahm. Da – aber P. F. Löwenbrück wiederholt bat und den Leuten erklärte, daß es unmöglich sei, weiter Gottesdienst zu verrichten in solchem Bethause, und die Leute auch immer mehr Liebe und Zutrauen zu ihrem lebenswürdigen Pfarrer bekamen, willigten sie endlich ein in den Wunsch des Pfarrers und erbauten dem Herrn eine neue Kirche, von welcher der „Klemens“ eine kurze Beschreibung und ein Abbild in N^o 52 im Jahre 1900 brachte.

Kaum war die Kirche fertig, so wurden auch gleich Beschlüsse zusammengestellt, in Marienberg das Schulhaus um 3 Faden in der Länge und 1 Faden in der Breite zu vergrößern, ein Haus für den Küster zu bauen, eins für den ersten Lehrer in der Landamtsschule und ein Gemeindehaus mit allen Nebengebäuden, welche Gebäude dieses Jahr fertig werden, und wenn der Friede so bleibt, und der liebe Gott segnet, so werden die Marienberger zum nächsten Jahre ein neues Pastorat bauen oder das alte so einrichten, daß es für einen Priester paßt.

Die Streckerauer haben außer der Kirchenreparatur ein Pastorat im Jahre 1899 erbaut, und in diesem Jahre sind auf dem Pastorathofe schon erbaut: eine Holzscheune, Wagenscheuer, Stall, Winterküche mit kaltem Zimmer, Kellerhaus, Sommerküche und jetzt bauen sie an einem Schulhause von 10 Faden.

Noch ein Beweis, daß die Marienberger ihren Seelenhüter lieben, beweist auch noch folgendes: Als P. Löwenbrück im Jahre 1898 als Kurat bestimmt wurde, wurde gerade eine Kirchspielversammlung gehalten, auf welcher die Versammlung den Gehalt des Pfarrers um 100 Rbl. vergrößerte, d. h. statt 700 Rbl. – 800 Rbl., ohne daß P. Löwenbrück Zusatz verlangt hatte.

Als die Vorsteher der Gemeinden Marienberg Nikolaus Fischer und Streckerau Joseph Reser dem lebenswürdigen Pfarrer meldeten, daß die Versammlung wünscht, ihm die Gage um 100 Rbl. zu vergrößern, da kann sich jedermann denken, wie überraschend das wirkte auf seine Hochwürden. Das ist gewiß ein ernster Beweis kindlicher Liebe von seiten der Pfarrkinder dem Pfarrer gegenüber. Möge Gott auch den Seelmännern, den jetztweiligen Pfarrkindern unsers unvergeßlichen Pfarrers, solches Zutrauen zu ihm einlösen. Das walte Gott.

Lehrer Felix Günther.

Klemens, Nr. 33 vom 16. Mai 1901, S. 254-255.

Marienburg.

Es wird oft genug gewarnt, sich nicht in Gefahr zu begeben, wo man leicht umkommt. Folgendes Ereignis, das sich fast jährlich in anderen Ortschaften wiederholt, möge zur Vorsicht mahnen sowohl die Dorfpolizei, als auch die Einwohnerschaft. — Am 12. September kamen Kinder ins Dorf gelaufen und berichteten, an den Lehmlöchern stehe ein Pferd am Wagen, niemand sei dabei, auch seien große Klumpen Lehm heruntergefallen. — Die anwesenden Einwohner begaben sich

nun an den bezeichneten Ort. Das Pferd wurde bald erkannt, der Eigentümer vermißt. Man schaufelte ziemlich lange; schließlich wurde die Vermutung, daß hier ein großes Unglück vorliege, zur Wirklichkeit. — Der Verunglückte war Georg Schuppman, 30 Jahre alt. Er lag auf den Leib hingestreckt, die Gliedmaßen arg zerquetscht; die schwere Lehmmasse, so auf ihn gefallen, gab ihm ein schreckliches Aussehen; die starren Augen waren weit aus dem Kopfe getrieben. Man wusch, man rüttelte den Verblichenen, von Lebensgeist war nichts vorhanden. Der Jammer der getroffenen Frau war unbeschreiblich. Unter großem Zulauf der Dorfbewohner wurde der Leichnam in sein Heim gebracht. Obgleich hier kein Totschlag vorausgesetzt werden konnte, so mußte der Entseelte doch bis zum 16. diesen Monat im Grabe hängen, welches mit Brettern überdeckt war. Die Kirchliche Bestattung wurde mit großer Teilnahme der Pfarrkinder vollzogen.

P. Em.

Klemens, Nr. 4 vom 25. Oktober 1900, S. 30.

Marienthal. (Gouv. Samara.)

Peter Schütz aus Katharinenstadt, dessen Mutter als Witwe nach Marienthal geheiratet hat, war schon einige Monate in der Saratower Irrenanstalt. Seine unglückliche Frau wohnt in Louis. Im Herbste verflossenen Jahres hatte die Mutter ihren kranken Sohn aus der Irrenanstalt herausgenommen und nach Marienthal gebracht. Von hier machte sich Peter Schütz auf den Weg nach Louis und von dort ging er am 14. Januar nach Katharinenstadt, um dort das vermeintliche Kapital zu heben. Drei Tage darauf fuhr seine Frau nach Katharinenstadt um nachzusehen, wo ihr Peter sich aufhalte. Doch dort wußte niemand etwas von ihm. Sogleich fuhr sie nach Marienthal zurück und meldete den Sachbestand.

Da machten sich 12 Männer auf die Suche. Es dauerte nicht lange, so fanden sie den Gesuchten im Schnee sitzend und – erfroren.

— Noch ein anderer sehr trauriger Fall ist aus Marienthal zu berichten. Unsere sehr geschätzte Hebamme K. wurde vom 7. bis zum 14. Oktober zu vier Wöchnerinnen geholt. Auffallenderweise erkrankten diese nach der glücklichen Geburt der Kinder und starben in fünf bis sechs Tagen darauf. Vierzehn Tage darauf übte K. wieder ihr Amt bei einer Wöchnerin aus, auch diese starb in gleicher Weise wie die vorigen vier. K. wollte sich jetzt durchaus nicht mehr dafür hergeben, ihr Geschäft zu verrichten. Da kommt nachts ein Mann und hält so lange bittend und flehend an, bis K. mitgeht. Sie erweist der Frau den Dienst – und diese geht in die Ewigkeit. Der Arzt wurde zu Rate gezogen. Er erklärte, daß die Hände der Hebamme vergiftet seien. Das Gift habe sie irgendwo aufgerafft. Zwei Jahre muß sie sich ihres Geschäftes enthalten, sonst werden alle Wöchnerinnen, denen sie Hilfe leistet, vergiftet. Trotz dieser Erklärung des Dr. Volz und der sechs traurigen Todesfälle gibt es bei uns noch Leute, die an die Blutvergiftung nicht glauben wollen. K. wird sich aber nicht mehr überreden lassen.

Klemens, Nr. 23 vom 7. März 1901, S. 179.

Marienthal. (Gouv. Samara.)

27 März 1901. Unvorsichtiges Umgehen mit einem geladenen Gewehre hat schon vielen einen großen Schaden verursacht. Ein neuer Fall dieser Art hat sich bei uns ereignet. Vor einiger Zeit stand der 18jährige Josef Salzman auf dem Hofe und hatte eine geladene Flinte in den Händen. Da ging gerade sein Kamerad Martin Grenzer vorüber. Sobald Salzman diesen erblickt hatte, rief er ihm zu: „Soll ich schießen?“ – „Schieß doch!“ war die Antwort darauf. Doch Grenzer hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als der Schuß knallte, und er getroffen zu Boden

stürzte. Fünf Schrottkörner waren in seinen Körper geschossen: drei ins Bein, zwei in den Arm und eins in die Wange. Der Arzt wurde sogleich gerufen. Er nahm die Schrottkörner aus der Wange und aus dem Arme heraus; von jenen im Beine jedoch erklärte er, sie seien so tief eingedrungen, daß sie unmöglich entfernt werden könnten. Nun brachte man Martin Grenzer nach Katharinenstadt zum bekannten Doktor Bolz. Dieser gab den Bescheid, daß man Schrottkörner nicht herausziehe, weil sie nicht schaden, und war bemüht, die Wunden zu heilen, was einen ganzen Monat in Anspruch nahm und auf 25 Rubel zu stehen kam. Die Auslagen mußte Salzmann blechen, der in Zukunft mit einer geladenen Flinte wohl keinen Scherz mehr spielen wird.

Klemens, Nr. 28 vom 11. April 1901, S. 214.

Marienthal. (Gouv. Samara.)

Die außergewöhnliche Dürre dieses Jahres ist schon allein im stande, ein jedes Bauernherz krampfhaft zusammenzudrücken, doch was sie noch im Gefolge mit sich bringt, ist kein geringeres Schreckbild als sie selber. Alle Blätter sind voll mit Nachrichten über Feuerbrünste, welche schauderhaft wüten und viele Tausende von Menschen brot- und obdachlos machen. Da kannst du dir, lieber Leser denken, das auch uns Marienthaler am 20. Juli ungefähr um 4 Uhr nachmittags ein unbeschreiblicher Schrecken überfiel, als die Glocken vom Kirchturme Feuer verkündigten und auf den Straßen nur der herzerreißende Ruf ertönte: „Feuer in den Tennen!“ In den Tennen, (sie liegen außerhalb des Dorfes) wieviel Brennmaterial ist dort! Dazu blies ein scharfer Wind, und in den Tennen war kein Wasser. Stroh, Spreu und Frucht brannte, wie wenn alles Pulver gewesen wäre. In der Richtung, wohin der Wind blies, war an Rettung von irgend etwas nicht mehr zu denken. 21 Tennen wurden zum Aschhaufen. Sie gehören ganz armen Wirten, einen ausgenommen. Das Feuer soll entstanden sein durch ein Kind, das im Zelt mit Zündhölzchen spielte! Tags

darauf brannte es wieder in den Tennen. Nun war die Verwirrung im Dorfe geradezu unbeschreiblich. Es stellte sich heraus, daß die Glut an der Brandstätte nicht genügend gelöscht worden war. Zum Glück gelang es, einen weiteren Schaden zu verhindern. Es scheint kein großer Beistand dazu zu gehören, daß man Zündhölzchen, besonders im Sommer, nicht an solchen Orten legen darf, wo sie Kinder leicht in die Hände bekommen können, und trotzdem geschieht es dennoch. Dutzendmal hat schon ein mancher Schaden an diese Vorsicht erinnert, und doch reicht er noch nicht aus. „Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.“ –

— In diesen Tagen ereignete sich hier noch ein anderes Unglück. Ein gewisser K. hatte am Holzklotz mit dem Beil gearbeitet, dasselbe dort liegen lassen und war fortgegangen. Zwei Knaben – jeder von 5 Jahren – gingen an den Klotz und wollten probieren, wie das Hacken gehe. Der eine legte seine Hand auf den Klotz, und der andere hackte, so gut er konnte, mit dem Beil zu. Ein Hieb und der eine Finger spritzte zur Seite und ein anderer war beinahe auch ganz abgetrennt.

B.

Klemens, Nr. 47 vom 22. August 1901, S. 365.

Marienthal. (Gouv. Samara.)

28. August 1901. Doppelt unglücklich ist der Einwohner von Marienthal Peter Staub gewesen. Am 5. August war er in Nachbarsdorf Loui. Dort hatte er bei einer Gelegenheit mit seinen Bekannten geschnapst, wobei das richtige Maß überschritten wurde. Spät abends machte sich Staub auf den Heimweg. Als es bei Marienthal an den Karman kam, war es schon ganz dunkel. Der Weg über den Fluß führt an einem steilen Ufer herunter. Doch wäre Staub vielleicht nicht verunglückt, wenn er den richtigen Überfahrtsplatz getroffen hätte. So aber kam er an die Stelle, wo vor einigen Jahren die Brücke war, jetzt aber ein steiler Abhang

ist. Sein Wagen war unterwegs schon zerbrochen, infolgedessen er das Pferd ausgespannt hatte. Dieses, den Abgrund merkend, wollte nicht vorwärts. Doch Staub trieb es an. Ein Satz, und das arme Tier stürzte in den Abgrund, seinen Herrn mit sich reißend. Staub fiel so unglücklich, daß er das Genick brach. Er konnte den Kopf nicht im geringsten bewegen und mußte liegen bleiben, wie er gefallen war. Erst am Morgen bemerkten ihn einige Frauen, die selbstverständlich gleich Alarm schlugen. Seine Frau wurde gerufen, die den Verunglückten nach Hause tragen ließ. Staub hatte unbeschreibliche Schmerzen auszustehen. Zehnmal sei er schon während der Nacht gestorben, sagte er, und verlangte weiter nichts mehr, als den Pater. „Du stinkst ja noch ganz nach Branntwein und willst den Pater haben? Warte bis morgen“, sagte die Frau, nicht erwägend, daß der Mensch über den morgigen Tag nicht Herr ist. Der unglückliche Mann rang mit dem Tode den ganzen Tag und verschied gegen Abend, ohne den Priester gesehen zu haben. Da ein Jammern und Weinen, ein Schluchzen und Klagen, es war aber zu spät. Beklagenswerter Mann. Schon unglücklich, weil er sein Leben auf solche Weise einbüßen mußte, aber noch viel mehr, weil er noch ohne den Trost der Religion von hinnen scheiden mußte. Wie notwendig hätte er den Priester gebraucht. Doch wegen seines innigen Verlangens nach ihm, wird er bei allbarmherzigen Vater Gnade erlangt haben. Er ruhe in Frieden!

B.

Klemens, Nr. 51 vom 19. September 1901, S. 397-398.

Marienthal. (Entre Rios, Südamerika.)

25. November 1900. Die Ernte beginnt bei uns den 20. November, Heuer ist sie nicht gut ausgefallen. In unserem Kreise sogar sehr schwach. Von hundert Kolonisten ernten kaum die Hälfte Brot und Saat. An anderen Orten ist es besser, ja, nur 50 Werst von hier gegen Morgen (in Uruguay) ist es ganz gut. Die Wintermonate Mai, Juni, Juli und August waren so gelinde wie

noch nie im Verlaufe des letzten Jahrzehntes. Im Frühlinge hat es auch von Zeit zu Zeit geregnet, doch hatten wir mancherlei Plagen. Bald beschädigten Raupen die Frucht, dann andere Würmer, bald verübten Vögelchen einen Schaden, bald kam ein anderes Übel. –

Eine andere, jedenfalls bessere Ernte als die erste haben wir noch, nämlich das Christentum, wo man täglich ernten kann. Jeden Tag haben wir eine, oft zwei, manchmal auch mehrere hl. Messen, weil bei uns die Mutterkirche ist. Das Allerheiligste wird bei uns an zwei Stellen aufbewahrt: in der Kirche und sechzig Schritte davon im Kloster der Ordensschwwestern, deren wir jetzt neun haben. Fünf sind im vorigen Jahre nach Diamanten gezogen, einem Städtchen von 6000 Einwohnern, 10 Werst von hier entlegen. Die Schwestern sind Deutsche. Sie wirken recht viel Gutes, namentlich in der Schule.

N. G. J. W.

Klemens, Nr. 14 vom 3. Januar 1901, S. 106.

Marienthal. (Entre Rios, Argentinien.)

Am 5. März kam der Hochwürdigste Herr Bischof Rosendo la Baßtra von Parana auf der argentinischen Wolga – dem Parana – nach Diamante, um dort das hl. Sakrament der Firmung zu spenden. Unserer Gemeinde, die aus 120 Familien besteht, wurde dieses Glück am 14. diesen Monat zu teil. Um 5 Uhr morgens wurde eine Stillmesse gehalten, in der alle Firmlinge die hl. Kommunion empfangen, darauf fand die Abholung des Hoch. Herrn Bischofs von Diamante statt. 32 aufgeputzte Reiter bildeten das Geleite. Vor dem Dorfe wurde der Oberhirt von der Prozession empfangen, an deren Spitze drei Priester waren. Der Zug begab sich in die Kirche. Es folgte gleich das Pontifikalamt und darauf die Spendung der hl. Firmung.

N. G.

Klemens, Nr. 30 vom 24. April 1901, S. 229.

Marienthal. (Entre Rios, Argentinien.)

9. Mai 1901. Die Witterung ist sehr trocken. Der letzte sehr spärliche Regen war am 28. März. Es ist die höchste Zeit zum Ackern. Schon 10 – 12 Tage hätten die Bauern damit angefangen, allein es ist zu trocken, der Samen fällt auf „steinigen“ Grund. Möge der Himmel sich unser erbarmen!

N. G.

Klemens, Nr. 36 vom 6. Juni 1901, S. 279.

Marienthal. (Entre Rios, Argentinien.)

20. Juni. Schon über zwei Monate ist die Witterung kalt und trocken, abgesehen von den zwei kleinen Regen, die den Landmann aber nicht bestimmen können zu sähen. Viele sind gezwungen, den Samen aus den Magazinen der Regierung zu holen. Die Bedingungen der Rückgabe sind aber nicht wie in der alten Welt. Hier muß man bis zum Herbst Geld zahlen und zwar für je 100 Kilo 8 Pesos, während sie ihre eigene Frucht zu 4.50 bis 5 Pes. abgetreten haben. Diejenigen Personen, welche ihren Samen vom vorigen Jahre noch schuldig sind, erhalten ohne Bürgschaft überhaupt keinen.

Klemens, Nr. 48 vom 29. August 1901, S. 374.

Marienthal. (Entre Rios, Argentinien.)

20. August 1901. Seit dem 13. Juni hatten wir keinen Regen, bis der gnadenreiche Portiunkulatag (2. August) uns einen solchen bescherte. Darauf folgte aber wieder trockenes Wetter. Die Frucht steht schwach, Es ist Mangel an Futter. Auf eine gute Ernte ist beinahe nicht zu hoffen. –

Der 2. August ist der große Ablaßtag. Von allen Seiten kamen die Gäste heran. Am Vorabend wie am Tage selbst hörten vier Priester die Beicht der Gläubigen. Um 6 Uhr war eine Frühmesse. Um 10 das Levitenamt, dem fünf Geistliche beiwohnten. In allem

waren acht Priester zugegen. 12,000 Personen wurde die Kommunion ausgeteilt. Das Hochamt celebrierte der Hochw. Herr P. K. Degenhart. Große Freude empfing jedes Herz. Mögen wir noch recht oft dieses Fest erleben. N. G.

Klemens, Nr. 51 vom 19. September 1901, S. 398.

Mariinsk. (Gouv. Taurien.)

6. Oktober 1900. Herr Emanuel Bader aus Mariaheim hat sich in № 20 des „Klemens“ im vorigen Jahrgange darüber beschwert, daß man ihn hier in Sawodowka ungerechter Weise als Autor des Artikels über die Zustände in unserer Pfarrei beschuldigte. Im Grunde sollte es uns einerlei sein, wer jene Korrespondenz lieferte, und wenn dieselbe etwas Lobenswertes enthalten hätte, so hätte kein Hahn nach dem Artikelschreiber gekräht; allein das dieselbe eben nichts Rühmliches an den Tag brachte, so hatte man Lust, dem Schreiber auf die Socken zu gehen; denn „wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelboden ums Maul!“

Daß der Inhalt jenes Gespräches ganz der Wahrheit entsprach, ist unbezweifelt wahr, nur hat es uns ein bißchen „gedrückt“, weil es vor die Öffentlichkeit kam. Wie die Zustände in der hiesigen Pfarrei gegenwärtig beschaffen sind, kann man daraus schließen, daß die Pfarrei schon 4 Monate ohne Küster ist. In welcher Lage der Herr H. Hein sich befindet, brauche ich wohl nicht zu sagen: da gab es denn die ganze Zeit gestückelte und geborgte Küster, ja in Abwesenheit des Herrn Pfarrverwesers sogar „eigenmächtige.“ Die meiste Zeit war an den Sonntagen stille Messe! Genanntes Übel rührt besonders daher, weil in Mariinsk kein Lehrer ist. Derselbe hatte bisher auch die Küsterstelle inne. Einen Küster besonders anstellen, wäre für die Pfarrei zu teuer, und so hat man beide Stellen zu einer vereinigt. Es hatte den Anschein, als ob wir noch lange keinen Küster bekommen sollten; jedoch fand sich in der letzten Zeit einer. Ohne Lehrer ist man hier aber immer noch! Vielleicht klingt das dem lieben Leser etwas

sonderbar und unglaublich, daß deutsche Leute, die noch dazu katholisch sind, im halben Oktober noch ohne Lehrer sind. Wahrhaftig, wir würden mit den Bepalschofsfeldern ein schönes Paar geben. Ja, die Abkömmlinge aus der Molotschna, aus der „weltberühmten“ Malotschna, fangen an, sich auszuzeichnen; sie geben solche Stücke zum Besten, daß ihrer „berühmten Mutter“ die Schamröte in das Gesicht steigen muß, so oft sie sich der Kinder erinnert, und die Menschen in der Welt vor Verwunderung Augen und Mund auf tun, wenn sie solches hören. Es kommt auch nicht alle Tage vor, daß eine Kolonie mit 80 – 90 Schulkindern im halben Oktober noch keinen Lehrer hat! Übrigens sind wir das schon so halb gewöhnt: denn obgleich im vorigen Jahre ein Lehrer da war, so war doch ganz wenig Schule, als das kalte Wetter anfang; denn selbst wollte der Lehrer den Schulofen nicht heizen, und die Gemeinde besorgte niemanden hierzu; so daß bis Weihnachten ganz wenig Schule war. Nachher hat man sich mit dem Lehrer wieder geeinigt.

Zum Glücke besteht hier außer der deutschen Kirchenschule auch noch eine Landschaftsschule (Земская школа), in welcher nun auch ein Teil der Schüler aus der deutschen Schule untergebracht ist.

Ein Augenzeuge.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 38.

Mariinsk. (Gouv. Taurien.)

17. Oktober 1900. In der hiesigen Landschaftsschule (Земская школа), die einige Zeit ohne Religionslehrer war, wird gegenwärtig auch Religion vorgetragen, und zwar ist unser Herr P. Hein Religionslehrer. Freilich wird beim besten Willen des geistlichen Herrn dieser Religionsunterricht mangelhaft ausfallen, weil man zweien Herren nicht gleich dienen kann; den außer dem Vikariat Mariinsk hat der hochwürdige Herr auch die vakante Konstantinowker Pfarrei zu versehen; Krankheit und Tod aber

kennen keinen Aufschub; also wird der hochwürdige Herr nur hin und wieder zur Religionsstunde erscheinen können. Sei dem, wie es ist; ein Glück ist es jedenfalls für die Kinder, daß sie nicht ganz ohne Religion bleiben, denn die Seele ist mehr wert als der Leib.

Die Kirchenschule steht aber immer noch leer, ob sie in diesem Winter noch einen Lehrer und Schüller bekommt, ist sehr zu bezweifeln: bis jetzt fehlt es noch an der Einigkeit der Gemeindeglieder. Es geht bei uns wie in Krylows Fabel vom Schwan, Krebs und Hecht gesagt ist: von den Gemeindeglieder will keiner das, was der andere will, und einige „wollen nicht einmal, was sie wollen“. An der hiesigen Gemeinde kann man deutlich sehen was Parteisucht und Ränkespiel anzurichten vermögen, denn da wird über Gemeindesachen jahrelang verhandelt, ohne dieselben befriedigend zum Abschluß zu bringen. Wenn es mit der Lehrerfrage nur nicht auch so geht. Man sollte die Sprichwörter „Einigkeit macht stark“ und „Friede nährt, Unfriede verzehrt“ mit ellengroßen Buchstaben gedruckt an allen Türen und Toren anschlagen; vielleicht würde doch ein mancher wieder zur Besinnung kommen. „Was treiben denn aber eure Schulkinder, die in der Landschaftsschule nicht unterzubringen sind?“ wird der verehrte Leser fragen. Die treiben vielerlei: am Tage schlagen sie Hühner, Enten und Gänse tot oder schlagen sich einander Löcher in den Kopf; werfen im Schulhause die Fenster ein und stehlen einander Tauben und Kaninchen weg; in der heil. Messe sieht man dieselben an Werktagen gewiß nicht. Wenn dann aber erst Abend geworden ist – nun dann gehen sie fort wie die Großen: rauchen und spielen Karten oder singen und spektakeln auf der Straße. „Was wird wohl aus solchen Kindern werden?“ Antwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“

Augenzeuge.

Klemens, Nr. 6 vom 8. November 1900, S. 46.

Mariinsk. (Gouv. Taurien.)

4. Juni 1901. Am Sonntage in der Oktav von Fronleichnam hatten die Pfarrkinder des Mariinsker Vikariats, Pfarrei Konstantinowka, das Glück, einem Levitenamte beizuwohnen, welches in der hiesigen Kirche gefeiert wurde. Dem Hochamte ging die Predigt vorher, in welcher Herr Pater Jagulow mit sehr eindringlichen Worten über die öftere heil. Kommunion sprach. Darauf folgte das Hochamt; Celebrant war Pater Jagulow, Ortsgeistlicher, als Diakon fundierte Pater Hein, (Pfarrverweser von Neu-Mannheim) und als Subdiakon Pater Gwarawadse (Vikar der Kostheimer Pfarrei). Alle Anwesenden warteten mit größter Spannung auf den Anfang desselben und folgten dem Laufe der heil. Handlung mit größter Aufmerksamkeit; denn die weitaus größte Mehrzahl der Andächtigen wohnte einem Levitenamte zum erstenmal in ihrem Leben bei.

Auf dem Heimwege von der Kirche hörte man von alt und jung den einstimmigen Ausruf: „War das aber schön!“ Dem Schreiber dieses gestanden Personen, daß sie von der heil. Handlung zu Tränen gerührt wurden! Gewiß wird dieser Tag nicht so bald vergessen sein!

Möchte es unsern vielbeschäftigten Herren Seelsorgern doch möglich sein, öfter zusammenzukommen und bei solcher Gelegenheit durch die Feier des heil. Meßopfers auf oben beschriebene Art zur Verherrlichung Gottes und zur Erbauung der Gläubigen beizutragen.

Christian Moser, Lehrer.

Klemens, Nr. 39 vom 27. Juni 1901, S. 302-303.

Marinowka. (Gouv. Taurien.)

7. August 1901. Am 29. Juli ritten die Knechte der Wirte J. Fitterer und P. Jangula die Pferde baden. Der Knecht des Fitterer war ein Russe, Er ritt ins Tiefe und fiel unglücklicherweise vom

Pferd. Die Pferde arbeiteten sich hinaus, allein der Mann sank unter, und da er seinem Kameraden nicht gelang, ihn zu retten, so ertrank er.

D.

Klemens, Nr. 47 vom 22. August 1901, S. 366.

Miloradowka (Station).

Die Bahnwärterin gebt mit der grünen Flagge in der Hand aus ihrem Häuschen, um den Zug zu erwarten. Unbemerkt folgt ihr ihr 3jähriges Kind. Der Zug näherte sich schon. Da sieht sie, daß ihr Kind schon auf der anderen Seite des Gleises steht. Damit ihm kein Leid widerfahre, springt sie schnell hinüber und nimmt das Kind auf ihre Arme. Jetzt ruft sie aber die Pflicht zu ihrem Posten zurück. Sie springt über das Geleise – doch zu spät: der Zug braust daher und zermalmt die Mutter samt dem Kinde.

Klemens, Nr. 8 vom 22. November 1900, S. 62.

Mirnowka. (Gouv. Taurien,)

12. Januar 1901. Hier auf der Station Dschankoi sind am 5. Dezember v. J. zwei alte Juden, ein Mann von 60 und eine Frau von 50 Jahren, umgebracht. Die Mörder müssen steinharte Bösewichter gewesen sein; denn sie haben den beiden die Köpfe zerspalten. Der Mann hat sich stark gewehrt, wie es scheint: sein linker Arm war ausgedreht. An Geld haben die Räuber 5000 Rubel fortgenommen, dazu noch viel Silbergeschirr und andere Sachen. Am 6. Dezember v. J. fand man nahe am Kirchhof bei Simferopol auch zwei Menschen ermordet. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Pelz des einen dem in Dschankoi getöteten Juden gehörte. Man nimmt an, daß die Mörder bei der Teilung des Raubes uneinig geworden sind, sich

geschlagen haben, wobei zwei von ihnen ihr Leben einbüßten. Von den anderen Räubern ist bis jetzt keine Spur entdeckt.

Philipp Dewald.

Klemens, Nr. 17 vom 24. Januar 1901, S. 130-131.

Mirnowka. (Krim.)

Am 18. April d. J. stattete unser geliebter Pfarrer L. Rißling unserer Gemeinde Mirnowka den letzten Besuch ab, um dann nach seiner neuen Pfarrei Krasna abzureisen. Am Morgen desselben Tages hielt S. Hochwürden noch einmal eine hl. Messe, nach welcher er sich mit kurzen Worten von seinen Pfarrkindern verabschiedete. Es waren 20–30 Worte, die er mit aller Anstrengung zum Volke sprach, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen; aber diese Paar Worte hatten solche Kraft und waren von solcher Liebe durchdrungen, daß alles Volk in der Kirche zu Tränen gerührt wurde. Noch rührender war, daß die Kinder bei seiner Abfahrt sich versammelten, ihm nachliefen und „Gelobt sei Jesus Christus!“ nachriefen. Die ganze Gemeinde begleitete ihren geliebten Seelsorger und beteuerten ihm, daß sie sich noch niemals von einem Pater mit so schwerem Herzen getrennt haben wie von ihm. Hieraus ist ersichtlich, daß P. Rißling bei seinen Pfarrkindern beliebt war und in Ehren gehalten wurde. Er war ein Seelsorger im vollsten Sinne des Wortes, pünktlich kam er seiner Pflicht nach uns ließ sich durch nichts, auch nicht durch Krankheit abhalten, um seine auf entlegenen Dörfern wohnenden Pfarrkinder zu besuchen und ihnen die hl. Sakramente zu spenden. Das hat ihn bei seinem Volke so beliebt gemacht, denn es sah, daß bei jedem seiner Worte, jedem seiner Blicke sich die Liebe und Sorge um das Seelenheil der Pfarrkinder hervordrängte; daher auch der schwere Abschied. Möge ihn der liebe Gott mit seinem Segen begleiten und ihm in seinem neuen Wirkungsort seine väterliche Helfershand nicht entziehen. Das

wünschen ihm von Herzen seine Pfarrkinder, die ihn lange nicht vergessen werden.

Friedrich Dewald.

Klemens, Nr. 32 vom 6. Mai 1901, S. 246.

Moskau.

Den 25. November 1900. Gestern abend um 8 Uhr brach im Magazin des großen Handelshauses Mjur und Merelis ein ungeheures Feuer aus, welches seinen Anfang im untern Stocke nahm und in kurzem nicht nur das ganze dreistöckige Gebäude umpfing, sondern auch noch von einer Seite dem daneben befindlichen Theater und von der andern Seite den Hofteischen Handelsgalerien drohte. Die zur Löschung des Feuers herangezogenen 6 Feuerwehrkommandos konnten dem Feuer keinen Einhalt tun, weswegen das Signal zur Heranziehung aller Abteilungen der Feuerwehr gegeben wurde. Dank dieser vereinten Kraft unter der Oberleitung des Oberpolizeimeisters Generalmajor Trepow und des Brandmajors Lichtansky gelang es, dem Feuer um 12 Uhr Einhalt zu tun.

Der Zulauf des Volkes war so groß, daß die Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht mehr ausreichte und Abteilungen Soldaten hinzuziehen mußte. Das ganze Innere des dreistöckigen Gebäudes brannte thatsächlich aus. Die Ursache des Feuers ist noch nicht ermittelt. Das Vermögen des Handelshauses war um 1 Mill. 500,000 Rbl. versichert. Der Schade beläuft sich über 2,000,000 Rbl. Die Feuerwehr mit 7 Dampfspritzen und 10 Handspritzen hatte bis den andern Morgen 9 Uhr tun.

J. Hardock.

Klemens, Nr. 10 vom 6. Dezember 1900, S. 78.

Moskau.

Am 10. Februar l. J. fand auf den vor 15 Jahren von Kollegialrat W. A. Hagelstrem gegründeten Buchführungskursen der übliche Jahresakt, sowie auch die Feier des 15jährigen Bestehens

derselben statt. Außer der großen Zahl der Schüler und Schülerinnen waren sehr viele Gäste aus den hohen und höchsten Kreisen Moskaus gegenwärtig, wie z. B. Geheimrat Safonow und andere. Nachdem der im Klassenzimmer abgehaltene Dankgottesdienst zu Ende war, wurde unter Beteiligung der Kursisten die Nationalhymne „Боже царя храни“ abgesungen, welche auf Verlangen der Anwesenden mehreremal wiederholt wurde. Darauf verlas einer der Lehrer (im ganzen haben wir 5 Lehrer) den Jahresbericht, aus welchem unter anderem zu ersehen war, daß sich die Zahl der Schüler in diesem Jahre auf 307 belief, 264 männliche und 43 weibliche. Der Gründer der Kurse, W. A. Hagelstrem, hielt nun eine Rede über das Thema „Wodurch wird das gegenwärtige Streben nach kommerzieller Bildung hervorgerufen?“ Zuletzt bemerkte Redner, daß vom 1. September an auf den Kursen auch die Erlernung der deutschen Sprache eingeführt werden wird, da dieselbe überall im Handel verlangt wird. Am Schlusse verlaß einer der Schüler eine Dankadresse im Namen aller, und darauf überreichten zwei Schülerinnen dem Jubilar ein von den Schülern angekauftes wertvolles Geschenk im Werte von 450 Rbl. Der Jubilar überreichte seinerseits einem jeden der Schüler und Schülerinnen eine aus Silber gefertigte vergoldete Denkmünze. Unterdessen war es 3 Uhr nachmittag geworden, und der Magen verlangte nach Speise und Trank. Im Nu war das Klassenzimmer und der große Saal des Lehrers wie auch sein geräumiges Kabinett zu Speisezimmern hergerichtet, und ein jeder aß und trank nach Herzenslust. Nachdem man so zwei Stunden getafelt hatte, wurde abgeräumt, und nun ging's an heitere Erzählungen, komische Vorträge, ans Tanzen und Spielen und so weiter und so weiter. Das Fest dauerte bis nach Mitternacht.

Kursist Johannes Hardock.

Klemens, Nr. 23 vom 7. März 1901, S. 178.

Molotschna. (Gouv. Taurien.)

29. November 1900. Diese Tage sind hier drei Männer herumgereist und haben Nachforschungen nach einem Lehrer gehalten. Im Ausgange November erst einen Lehrer suchen! ruft der Klemensleser verwundert aus, von wo mögen die Leute gewesen sein? Die Männer waren aus Sawidowka, aus jenem Sawidowka, wo man 13 Jahre an einer Kirche gebaut hat, wie die Schildbürger an ihrem Rathause. Man sollte nun meinen, die Kirche sei recht gut geworden; denn „gute Sach braucht Weile“. Im Gegenteil! Es wird versichert, daß das Dach der Turmkuppel, welches mit Zinnblech gedeckt ist, verrostet sei.

Also jene drei Männer haben hier gefragt, gesucht und gefunden. Der Handel wurde mit dem jungen Lehrer abgemacht, und derselbe von den Bevollmächtigten mit frohem Herzen bei allem Unwetter, das gerade herrschte, mitgenommen. Soviel die Bevollmächtigten hier verlauten ließen, hat ihre Gemeinde noch eine Meinung, welche von anno „Hubke“ her stammt; jetzt schreibt man aber schon „Tubak!“ Also sind die Leutchen sehr weit zurückgeblieben. Die Gemeinde Mariinsk will nämlich dem Herrn Schulinspektor nur einen Gemeindespruch auf 200 Rbl. geben – die abgehandelte Gage des neuen Lehrers bis zum 15. Mai – trotzdem der Inspektor ausdrücklich einen solchen auf 350 Rbl. verlangt hat. Der neue Lehrer soll nun gleich nach seiner Ankunft in Mariinsk die Schule anfangen; denn es sei dazu die höchste Zeit. Nach Molotschnaer Meinung wäre die Zeit dazu schon am 1. September gewesen.

Was nun die „abgeschabte Meinung von anno Hubke“ anbelangt, so werden die Mariinsker damit nicht durchdringen; denn für dieselben existiert im russischen Reiche kein Ausnahmegesetz; das haben sie doch beim Kirchenbau erfahren; also werden sie auch den verlangten Gemeindespruch geben müssen, wie alle deutschen Gemeinden.

Beim Kirchenbau hat man gesagt: „Wir bauen die Kirche auf unser eigenes Land und für unser eigenes Geld, und niemand kann es uns verbieten!“ Warum hat man sie denn aber nicht fertig gemacht? Also hat es auch für Mariinsk Gesetze gegeben. Paßt auf, ihr lieben Mariinsker; es gibt in Rußland auch Schulgesetze, die niemand umgehen darf. Wiederum sagen sie: „Wir haben eigenes Land; bei uns geht das anders.“ Wie sonderbar doch das klingt! Wer eigenes Land hat, darf der morden, stehlen, betrügen? Oder darf er Kirchen bauen ohne Erlaubnis der Regierung? Nein! Das wißt ihr und habt er erfahren. Also dürft ihr auch eure Schule nur nach der allgemeinen Ordnung haben.

Wir Molotschnaer wissen dies und haben uns darnach gefügt und fahren ganz gut dabei.

Ein Malotschnaer.

Klemens, Nr. 15 vom 10. Januar 1901, S. 114-115.

Molotschna.

In Nr. 3 des „Klemens“ wurde der feierliche Akt der Schuleröffnung in der Kolonie Kotschubejewka beschrieben und dabei der Gemeinde für die Reparatur des Schulhauses öffentlich Dank abgestattet. Es ist lobenswert uns anständig, für erwiesene Dienste zu danken, ganz besonders, wenn einem Lehrer seitens der Gemeinde die Freundlichkeit erwiesen wird, eine abgenützte Diele oder einen verbrauchten Ofen mit neuen zu ersetzen. Bitte es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich bemerke, daß es mit in Anfange bange wurde, indem ich glaubte, in genanntem Schulhause könnten früher keine Öfen gewesen sein, weil ihrethaben so großer Alarm geschlagen wurde. Ich bedauere nur, daß HE. Moser nicht umständlich erwähnte, wessen Art die neu erbauten Öfen sind, d. h. ob dieselben aus Kacheln oder Marmor aufgeführt wurden und statt Stroh mit Kohlen oder Holz geheizt werden. Übrigens verdient Gefälligkeit auch Dank, und Lob und

Dank gebührt unseren Kotschubejewkaern, die nach dem Zeugnisse ihres Schulmeisters ein hübsches Schulhaus besitzen und dasselbe in diesem Jahre sogar noch mit neuen Öfen geschmückt haben. Interessant wäre es, das über die erbärmlichen Schulöfen erwähnte Klagelied zu hören, und wir erwarten dasselbe mit Spannung. Herrschen denn bei Ihnen oder in Mariinsk noch wirklich solche traurige Zustände, daß bei Veröffentlichung derselben die Schamröte ins Gesicht tritt? Gibt es unter Ihren Brotherren noch solche Subjekte, die den Lehrer auf die Stufe eines Kuhhirten stellen? Ach, das wäre aber doch erbärmlich! Warum bringt man deswegen immer die Molotschnaer aufs Tapet? Wenn Sie, mein Herr, die Leser glauben machen wollen, die Molotschnaer wären alle „vergosemuckelt“, so täuschen Sie sich gewaltig und machen sich hierdurch nur zur Zielscheibe eines allgemeinen Gelächters. Unterzieht man aber ihre Korrespondenz einer genaueren Aufmerksamkeit, so überfällt uns Kolonisten ein Gefühl von Wehmut und Entrüstung, wenn man bedenkt, in welchem Gewand unser Bauer aufgeführt, und wie abgestumpft, roh und blind er hingestellt wird. Daß es unter den Kolonisten noch Menschen gibt, die für Zeitung, Bildung und Schule keinen Sinn haben, mag wohl zugegeben werden, doch darf man wegen der Fehler einzelner nicht den ganzen Bauernstand verantwortlich machen. Auch hat sich die wirtschaftliche Lage unserer Bauern in letzter Zeit sehr geändert, und es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn nicht gleich jedes Herrn Laune befriedigt wird. Alle Neuerungen, als: hübsche, geräumige Schulhäuser, zwei oder drei tüchtige Lehrer, Heizer, Wächter etc. sind nützliche und lobenswerte Verbesserungen, aber man darf nicht vergessen, daß dieses alles ihre Existenz der Bauerntasche zu verdanken hat, und diese wird aber leider Gottes von Jahr zu Jahr immer leerer. Die fast periodisch wiederkehrenden Mißernten, hohe Land- und Mietpreise, dazu geringe Fruchtpreise, teure wirtschaftliche Maschinen und

Gerätschaften u. s. w. machen es oft unmöglich, beim besten Willen auch das unumgänglich Notwendige zu vollbringen. Die Aus- und Einnahmen einer Wirtschaft sind jedem Sachkundigen bekannt. Gewinn gibt eine Wirtschaft wenig, und am Schlusse der Ernte mag man rechnen, wie man will, statt Plus ergibt sich nur immer Minus. Darum überkommt einem stets Schmerz, wenn der Bauer, wie man annehmen darf, seiner Auflösung immer näher entgegengeht, statt Trost, nur mit Spott und Undank belohnt wird, der gemäß der Korrespondenz aus Kotschubejewka bereits so tief gesunken ist, daß er für das Wohl seines Viehes mehr als für seine Kinder eingenommen ist. Nun, gerade so schlimm sieht es mit unserm Bauer denn doch nicht aus, und die Bestätigung hierüber kann man in derselben Nummer des „Klemens,“ in dem Artikel des H. P. Neugum finden, der über den Bauer eine andere Meinung hat und dessen Urteil zutreffend ist. Doch gehen wir etwas weiter. „Es sollten sich alle an der Nase packen, die neue Schulhäuser aufgeführt haben, denn alle sind auf ein und dasselbe Muster zugeschnitten.“ Ja, schneiden denn unsere Bauern ihre Schulhäuser nach ihrem eigenen Muster zu, oder erhalten dieselben dazu Anweisungen von anders her? Ein jeder Mensch, der die neu errichteten Schulhäuser an der Molotschna oder Kankrin sah, könnte mit ganz geringer Ausnahme nur Lobenswertes darüber sagen; auch die örtliche Schulobrigkeit äußerte bei Gelegenheit darüber ihre Zufriedenheit aus und zollte der betreffenden Gemeinde Lob. Es fragt sich nun, bauen denn die Molotschnaer ihre Schulhäuser nach eigenem Muster, oder erhalten dieselben ihren Plan dazu von der Obrigkeit? Wenn ich nicht irre, so waren die Kotschubejewkaer bei Errichtung ihres Schulhauses selbst Baumeister und bauten dasselbe, wie mein guter Schulmeister sich ausdrückt, nach eigenem Schnitt und Muster, und zwar in einem Umfange, daß man dasselbe mit Wand und Dach in eines von den hiesigen Klassenzimmern unterbringen könnte, wo es den Schulkindern als Naturalmethode dienen

könnte. Darum darf es auch nicht wunder nehmen, wenn HE. Lehrer Moser das „Nasenpacken“ anbefiehlt, er glaubt nämlich, die Molotschnaer hätten ihre Schulhäuser gleich seinen Kotschubejewkaern auf eigene Faust erbaut. Eine solche Behauptung aufzustellen ist einfach lächerlich und nicht wert, daß man ihretwegen den Bauer so roh und gefühllos hinstellt. Darum ist es auch zu bedauern, daß in unserer Zeit die Dorftechniker und Dorfarchitekten gleich Pilzen aus der Erde hervorsprossen und mit ihrer Gelehrsamkeit unserem Bauer so den Kopf verdrehen, daß er am Ende nicht mehr weiß, wo er anfangen oder aufhören soll. Besser wäre es, man würde über Gegenstände schreiben, die von Belehrung und Unterhaltung sind, als über Sachen zu faseln, die dem Werke keinen Nutzen, sondern Schaden bringen. Soll aber zwischen Lehrer und Bauer Liebe, Eintracht und Zutrauen herrschen, so rufe man mit dem Dichter aus:

„Eins muß in das andere greifen,
Eins durchs andere blühen und reifen.“

Ein. Kolonist.

Klemens, Nr. 16 vom 17. Januar 1901, S. 121-122.

Molotschna.

Wie schon in etlichen Molotschnaer Kolonien das leidenschaftliche Kartenspielen verhaßt ist, so dringt man auch in L. darauf, demselben soviel als möglich entgegenzusteuern. Alle Häuser sind den Spielern verschlossen, ausgenommen das Haus eines einzigen. Obgleich dagegen von allen Seiten gewettert wird, so duldet derselbe dennoch, daß bei ihm des Nachts fast alle Tische mit Spielern besetzt sind. – Es wird hier gespielt, genascht und getrunken, obgleich der Mann, wir wollen ihn X. nennen, keine öffentliche Schenke besitzt. Es wird hier Geld gespielt und gewonnen. Verspielen tun die Spieler, gewinnen aber der alte Hauswirt, weil nämlich bei ihm alles gewonnene Geld vernascht

und vertrunken werden muß, widrigenfalls Herr X. als alter Mann die nächtliche Ruhe einem solchen Tumulte, wie er bei ihm öfters zu hören ist, vorziehen würde. Während aber der alte X. zu Hause tätig ist, ist es sein Sohn, der junge Herr X., noch mehr auf dem Felde. Er pflügt nicht und mäht nicht, weil beides im Winter nicht getan werden kann, sondern er macht den Herren Knochensammlern Konkurrenz. Arme Leute, wie sie eben überall zu haben sind, befinden sich auch in L. Da infolge der diesjährigen Mißernte nichts zu verdienen ist, so sahen diese Leute mit verzagtem Herzen dem Winter entgegen, denn keiner wußte, wie er seine Familie ohne Verdienst durchbringen werde. Da endlich schien ihnen ein Stern leuchten zu wollen und zwar in der Person eines Juden, welcher auf der Station Prischib Knochen zusammenkauft. Da ging es nun freilich rasch an das Sammeln von abgefleischten Gerippen; aber kaum finden sie damit an, da verfielen sie auch schon der Konkurrenz des Herren X. junior. Letzterer setzt als wohlhabender Mann alle Hebel in Bewegung, um den Armen, die alle keine Pferde haben, zuvorzukommen, und im Nu waren alle Gräben, Feld und Wald von den Kadavern gefallener Pferde gesäubert und auf dem Hofe des jungen X. zur zeitweiligen Nutznießung der Hunde, Katzen und aasfressenden Vögel aufgestapelt. Nicht war, lieber Leser? ein feines und sauberes Geschäft! Auch ist es gewiß nicht jedermanns Vergnügen, schon des Gestankes wegen, der von den noch unverwesenen Tiergerippen ausgeht, der Nachbar solches Geschäftsfreundes zu sein. Wie will man von solchen Leuten verlangen, armen Leuten unter die Arme zu greifen, die notdürftig ihr Leben fristen, wenn sie im stande sind, ihnen auch das letzte Stückchen Brot zu entreißen. Damit sich aber der geehrte Leser keinen schlechten Begriff von der Kol. L. überhaupt mache, sei zur letzteren Ehre gesagt, daß man daselbst auch recht christlich gesinnten und wohlanständigen Leuten begegnet, obwohl es auch mitunter „Springpeters“ gibt. –

— Am 21. und 22. Dezember war hier ein fürchterliches Schneegestöber, so daß die Eisenbahnzüge während dieser Zeit den Molotschnaer Kreis nicht passieren könnten. Der letzte Zug, welcher in der Nacht auf den 21. Dezember die Strecke von Feodorowka nach Melitopol passierte, brachte einem Bahnarbeiter, welcher damit beschäftigt war, das Bahngleise von Schnee zu säubern, den Tod. Der Unglückliche, ein Bauer aus dem Russendorfe Feodorowka, hinterließ eine Witwe mit 7 Kindern in der größten Armut.

Die nach dem Gestöber hinterbliebene Schneedecke, welche keine unbedeutende ist, erweckt in uns die Hoffnung, daß unsere Wintersaaten, durch dieselbe geschützt, besser gedeihen mögen, als dies in den 2 letzten Jahren, besonders in Mariaheim und Alexanderheim der Fall war. Daher unser sehnlichster Wunsch, daß dieselbe den ganzen Winter über liegen bleibe.

Felix.

Klemens, Nr. 21 vom 21. Februar 1901, S. 161-162.

Molotschna.

10. April 1901. Infolge eines schneereichen und zugleich gelinden Winters und der günstigen Witterung, während welcher der Schnee im Schmelzen begriffen war, bekam unsere Erde reichliche Winterfeuchtigkeit, welche durch einige in der ersten Hälfte des Monats März niedergegangenen Regen noch vermehrt wurde. In der zweiten Hälfte des März und in den ersten Apriltagen hatten wir mehrmals heftigen Wind, was zur Folge hatte, daß sich auf dem Lande eine starke Kruste bildete. Ungeachtet dessen sind unsere Felder ganz grün überzogen, die Sommersaaten sind alle hübsch aufgegangen und schon im besten Wachstum begriffen; auch was den Winterweizen und Roggen betrifft, so stehen dieselben sehr befriedigend und lassen auf eine gute Ernte schließen, obwohl sich in denselben mitunter einige

gelbe Teilchen bemerkbar machen, welche in Bälde Regen erwarten. Infolge zweier vorhergegangener Mißernten, in welchen sich das Ergebnis von Sommerweizen auf 2–3 Tschw. belief, der Winterweizen aber in manchen Kolonien nicht einmal die darauf verwendete Saat einbrachte, wurde im verflossenen Herbste von letzterem nur wenig bestellt, was man jetzt freilich sehr bedauert. — Obgleich aber der Winterweizen bis jetzt mehr verspricht als der bestellte Sommerweizen, so kann man dennoch nicht wissen, welche Sorte am meisten abwirft, denn: „der Mensch denkt, und Gott lenkt!“

Wie schon bemerkt, war der Winter bei uns sehr gelinde, was auch zur Folge hatte, daß die im vorigen Sommer auf dem Felde zerstreuten Fruchtkörner alle ohne Ausnahme aufgingen und wuchsen. Unsere Weide verspricht daher alles Beste, und zwar um so mehr, da auf den zur Weide bestimmten Feldern ein großer Teil Roggen aufging, der zwar auch eingeheimst werden könne, aber leider zur Erholung des im Winter, infolge Futtermangels, herabgekommenen Viehes dienen muß. Die Obstbäume stehen in vollster Blüte, aber auch die Feinde dieser Blüten, die Käfer sind erschienen.

Fr. Weininger.

Klemens, Nr. 30 vom 24. April 1901, S. 229-230.

Molotschna.

April 1901. – Grüß Gott! mein guter Schulmeister! Der blinde Kolonist erscheint, um Ihren Wunsch zu erfüllen, seine Beweise zu bringen, Ihr Gebrachtes in Nr. 25 des „Klemens“ zu widerlegen, mit einem Worte, das zugefügte Unrecht gutzumachen und die entstellte Wahrheit wieder herzustellen. Aber o weh, armer Kolonist! Du bekommst es mit einem starken Gegner zu tun, gegen den deine schwache Kolonistenfeder wohl wenig ausrichten wird. Schon gleich im Anfange rollt der Donner mit wuchtigen Schlägen hernieder und verkündet, der „Kolonist“ habe nicht über das

gesprächen, worüber er hätte sprechen sollen, und in seiner Korrespondenz in Nr. 16 nichts als Lüge vorgebracht, die er nicht beweisen kann.

1) Sie verlangen vom «Kolonist», er hätte beweisen sollen, daß die Lehrerwohnungen in den neugebauten Molotschnaer und Kankriner Schulhäusern besser oder so gut wären als in Kotschubejewka; nun das sind eben Geschmacksachen! Dem einen gefällt der Mantel, dem andern der Hut. Was Ihnen diesbezüglich in Kotschubejewka gefällt, und was Sie in der Molotschna zu tadeln wissen, könnte ein anderer vielleicht gerade umgekehrt finden. Alle Lehrerwohnungen hier umständlich zu beschreiben, könnte zu weit führen, auch würde es zu viel Zeit und Raum beanspruchen, die Geduld des Lesers zu hart auf die Probe stellen und an allgemeinem Interesse verlieren. Darum nehme ich die „Naturalmethode“ zu Hilfe und bitte Ihre Gelehrsamkeit mit mir Hand an Hand eine kleine Wanderung antreten zu wollen, um wenigstens einige Lehrerwohnungen hier in Augenschein nehmen zu können. Unser erster Besuch gilt dem Dorfe Freudenfeld (Lisene). Es ist dies eine kleine Kolonie in Kankrin und von höchstens 8 Wirten bewohnt. Das Dörfchen besitzt ein schönes neugebautes Schulhaus (ich glaube im Wert von 6000 Rbl.), in welchem sich ein großer, prachtvoller Betsaal, ein hübsches und geräumiges Klassenzimmer, zwei besonders getrennte Zimmer als Wohnung für den Lehrer, ein Vorzimmer, Hausflur und Küche, in allem somit fünf Zimmer befinden, welche öfters dazu nur von ledigen Lehrern bewohnt werden. Ein jeder vernünftige Mensch, der dieses Schulhaus und jenes in Kotschubejewka gesehen hat, muß sagen, daß die Lehrerwohnung hier ebenso gut oder vielleicht noch besser ist, als bei Ihnen in Kotschubejewka. Nicht genug, dies prachtvolle Gebäude könnte auf der ersten besten Straße einer jeden beliebigen Stadt stehen. Kann man dieses auch von dem Ihrigen sagen? Ich glaube kaum! Von hier aus geht

unsere Reise nach Blumenthal an der Molotschna. Schon in der Ferne fesselt unsern Blick ein großartiges Gebäude, welches sich in den Nähe als das neuerbaute Schulhaus erweist. Dasselbe hat in seinem Innern eine prachtvolle Kapelle, zwei große Klassenzimmer und eine Wohnung für den Heizer, alles in schmackvollem und schönen Stile aufgeführt. Die Lehrerwohnung befindet sich in einem besonderen Gebäude; die zwei Wohnzimmer, wenn auch nicht gerade so groß als ein Turnsaal, sind so ziemlich gut und gesund, natürlich für die Familie eines Patriarchen Jakob wären sie vielleicht zu klein, aber für einen bescheidenen und anspruchslosen Lehrer genügen sie vollständig. Nicht weit von diesem Orte liegt die Kolonie Heidelberg, wo wir des Schulhauses wegen auch ein wenig einkehren wollen. Allein, was soll ich hier über dies Prachtgebäude von einem Schulhause mit seinen 3 Klassenzimmern und Wohnungen für 2 Lehrer sagen? Einen Vergleich diesbezüglich mit Kotschubejewka aufzustellen, wäre meinerseits einfach lächerlich. Die Klemensleser der Molotschnaer und Dnjeprowschen Kreise mögen hierüber selbst ihr Urteil fällen. Genügen diese Beweise oder wünscht mein HE. Lehrer noch mehrere angeführt zu haben? Wenn es nicht genügend ist, so bitte an die Herrn Lehrer in Kostheim und Leitershausen sich um Aufschluß, zu wenden ob in ihren Schulhäusern weniger Wohnzimmer als bei Ihnen sind, oder ob dieselben der Zimmer wegen unzufrieden sind und mit Ihnen gerne tauschen würden? Vielleicht haben Sie auch die Schulhäuser unserer Pachtkolonien, die ja auch Molotschnaer genannt werden, im Sinn? Leicht möglich; denn Sie gebrauchen das Wort „Molotschna“ ohne Ausnahme für alle, die hier wohnen. Nun, wenn dies der Fall wäre, so ist eine solche Luftfahrt wirklich schwer zu widerlegen.

2) Sie sagen, ich habe unrecht, wenn ich behaupte, daß Sie den ganzen Bauernstand roh, gefühllos und blind hingestellt hätten.

Daß Sie damit eine Ausnahme haben machen wollen, kann ich mir nicht träumen lassen. Nun aber ist mir der Sinn Ihrer Rede klar: unter dieser Ausnahme als erkenntliche und einsichtsvolle Kolonisten sind wahrscheinlich der Öfen wegen allein nur Ihre Kotschubejewkaer gemeint, die übrigen aber müssen zu jener Sorte von Bauern gezählt werden, die dem Blinden im Evangelium ähnlich sind! Auch HE. P. Neugum soll nach Ihren Worten nicht alle Bauern gemeint haben? Dann wären bei dieser glücklichen Ausnahme seine Kostheimer oder wieder nur unsere Kotschubejewkaer zu suchen und uns übrigen trifft also auch hier das traurige Los, unter die grobe, ungebildete Klasse von Bauern gemischt zu werden. Daß P. Neugum, dieser große Menschenfreund, wirklich auch eine Ausnahme gemeint haben soll, kann ich mir unmöglich erklären. Desgleichen kann ich mit Ihnen wegen der Bauern auch nicht einer Meinung sein.

3) Sie fragen: „Wie kann aber die Obrigkeit wissen, daß die Gemeinde 1 Klassenzimmer, 2 Zimmer für Wohnung des Lehrers, ein Zimmer als Kapelle braucht, oder in einem Schulhaus für 2 Lehrer im Plane nur einer mit Wohnung bedacht wird?“ Und ich antworte Ihnen: Warum wissen Sie das nicht, was doch ein jeder Mensch weiß, daß bei Errichtung eines neuen Schulhauses ein genauer Kostenanschlag durch Gemein德斯pruch aufgestellt wird, wobei immer gewiß doch die Größe und der Wohlstand des betreffenden Dorfes in Betracht kommt. Der Plan hierzu wird, wie bekannt, gehörigen Orts entworfen, darauf die innere Einrichtung der Zimmer verhältnismäßig nach ihrem Zwecke und Größe verzeichnet und nachher der Obrigkeit zur Bestätigung übergeben. Wie sollte letztere die Erlaubnis zum Bauen eines Schulhauses nach einem solchen Plane geben, in welchem nur ganz kleine Winkelchen als Wohnung für den Lehrer aufgezeichnet sind oder wo für 2 bereits angestellte Lehrer nur

eine Wohnung angegeben ist. Ich glaube, solches zu behaupten, käme gewiß niemand in den Sinn.

4) Mit der Erwähnung, daß an der Molotschna auch lutherische Kolonien sind, schlägt sich unser Schulmeister mit seinem eigenen Fiedelbogen selbst ins Gesicht. Nehmen wir an, es kann leicht vorkommen, daß der „Klemens“ auch in die Hände dieser Lutheraner kommt. Was mögen diese Leute, die alle ohne Ausnahme ausgezeichnete Schulhäuser besitzen, von Ihrer Korrespondenz über die Molotschnaer Schulhäuser gedacht haben? Können diese auch sagen, ich hätte nur Lüge, Sie dagegen allein Wahrheit berichtet, und zwar über Schulhäuser, die zum Stolz aller Deutschen Rußlands dienen können! Gewiß war HE. Moser auch schon an der Molotschna gewesen, aber hat es nicht der Mühe wert gehalten, diese Schulhäuser näher zu besehen, sonst könnte er nicht solch gehässige Ansichten und Unwahrheiten hierüber in die Welt hinausschreien. Wozu also die ganze Molotschna verunglimpfen? Haben Sie vielleicht hier ein lutherisches oder katholisches Schulhaus gefunden, das nicht nach ihrem Geschmack war, so hätte man es namentlich beschreiben sollen und nicht sinnetwegen eine ganze Ortschaft brandmarken. Also die Herren Schulinspektoren beschauen nur das äußere eines Schulhauses und nehmen keinen Einblick auf Klassenzimmer oder Lehrerwohnung?

5) Der „Kolonist“ soll erklären, wie viel Zimmer für eine Lehrerfamilie notwendig sind, oder ob in den neugebauten Schulhäusern 2 Zimmer als Wohnung für den Lehrer genügen oder nicht? Nicht wahr, ganz leichte Fragen, aber für mich „Kolonist“ dennoch zu schwer, und darum übergehe ich dieses auch einfach mit Stillschweigen, gerade so ungeschliffen, glaube ich, wäre es, wenn ich an die Klemensleser die Frage richten würde, mir zu erklären, warum man im Vatikan 11 Tausend und

im Kotschubejewkaer Hirtenhaus nur ein Zimmer errichtet hat? . . .
. . . Darum Schwamm drüber!

6) Mein guter Schulmeister fühlt sich gekränkt, weil ich ihm Ansichten von „Anno Hubke“ auftischte, er findet es nämlich nicht schmeichelhaft, weil ich ihm seine Kotschubejewkaer als seine Brotherren bezeichnete. Nun, wir Bauern wollen auch einmal den „Herrn“ spielen, wenn wir es auch nicht so fein wie diese es anzubringen verstehen; ich hätte es auch einfacher und vielleicht auch richtiger sagen können, nämlich: statt Brotherren das Wort Brotgeber anführen sollen. Hat den eine Gemeinde wirklich bei Fragen über Anstellung oder Entfernung eines Lehrers gar keine Geltung mehr? So z. B. wie bei Ihren Sawodowkern mit ihrem eigenen Lande? Also ich stelle dem Lehrer dem Hirten gleich? Wie stimmt aber dieses mit Ihrem Artikel in Nr.3 überein, wo Sie ja buchstäblich die Schuld unserm Bauern allein in die Schuhe schieben? Sagen Sie mir doch aufrichtig, wie können Sie so etwas sagen, ohne rot im Gesichte zu werden? Die Stelle oder das Amt eines Lehrers mit der eines Seelsorgers zu vergleichen, kann nur einem HE. Moser einfallen; auch dem letzten unter den Kolonisten kann so etwas nie in den Sinn kommen! „Vermosemuckelt“ kann man eine Gemeinde, die ihrem Lehrer eine gute Wohnung einrichtet, nicht nennen. Ja, wo habe ich denn dieses gesagt?

7) Es erscheint ein arithmetischer Vergleich der Schulhäuser in Zahlen ausgeführt, und mein guter Schulmeister hat dabei den Nagel so ziemlich auf den Kopf getroffen. Durch sein Ermessen, Bemessen und Vergleichen könnte er die Leser leicht zur Ansicht bringen, er möchte auch zu der von mir erwähnten Klasse von Dorftechniker gezählt werden. Gestehen Sie mir doch aufrichtig ein, kann denn das Kotschubejewkaer Schulhäuschen mit seinen 10 Schulkindern wirklich einen Vergleich mit der Dorfschule in Heidelberg, Prischib etc., was Größe, Einrichtung u. s. w. anbelangt, bestehen? Doch unmöglich! Warum finden Sie meinen Vergleich

so außergewöhnlich und erheben darüber ein so großes Geschrei? Stellen Sie doch neben ein hier neugebautes Schulhaus das Ihrige, würde es sich nicht wie eine Kartoffel neben einem Kürbisse ausnehmen! Sagten Sie in Nr.3 nicht wörtlich, daß die Schulhäuser an der Molotschna alle nach einem und demselben Muster zugeschnitten sind, und jetzt wollen Sie sich unter der Maske der Lehrerwohnung damit rechtfertigen? Heißt dies anders, als: „Wasche mir den Pelz, aber mache ihn nicht naß?“ Beileibe sich nicht verkriechen oder auch verdrehen, sondern nur immer hübsch brav bei der Wahrheit bleiben. Nennen Sie mir doch ein Schulhaus an der Molotschna, wo das eine dem andern so ungefähr gleichkommt! Sie werden es nicht können, und doch erlauben Sie sich, mich der Unwahrheit zu zeihen!

8) Sie wollen wissen, ob der „Kolonist“ wohl einstens Lehrer war, weil er von „Naturalmethode,“ von der er doch keinen Begriff hat, spricht? Bitte, doch nicht so naseweis zu sein, sonst könnten Sie sich noch leicht einen Tintenklecks einhandeln! Nach Ihrer Überzeugung wisse also der „Kolonist“ nichts mehr, als seinen Pflug zu handhaben; ob derselbe auch etwas von „Naturalmethode“ verstehe? Nun, das wollen wir einstweilen dahin gestellt lassen! Dafür sagen Sie mir doch, wo Sie sich eigentlich die pädagogische Bildung geholt haben? Haben Sie außer der Dorfschule, um die nötigen Kenntnisse im Unterrichts- und Erziehungswesen sich anzueignen, vielleicht eine andere höhere Fortbildungsschule besucht? Auch ich zweifle daran! Oder wollen Sie dem Leser vielleicht glauben machen, Sie wären der Erfinder der „Naturalmethode“, weil Sie so leicht mit derselben umzuspringen wissen? Aber was würde unser Herr Schölzel in Prischib dazu gesagt haben? Ja, das eben fehlt noch dazu!

9) Endlich sind wir beim großen „Maul“ angelangt, und ich will mir schön vornehmen, den Mund nicht so gewaltig vollzunehmen, um von meinem Herrn Lehrer nicht wiederum neuen Tadel zu

ernten. Ganz getrost, mein Freund, dürfen Sie in der Molotschna die Wahrheit sagen. Sollten Sie aber wieder nur mit Unwahrheit und Unsinn, wie solches bereits geschehen, vor die Öffentlichkeit treten, so werden Sie meiner Treu, abermals schimpflich ausgelacht! Übrigens verlieren Sie nur nicht gleich den Mut, stehen Sie immer fest zur Redlichkeit und kleiden sich stets mit dem schönen Gewande der Wahrheit! Wäre Ihre Korrespondenz über uns Molotschnaer reine Wahrheit gewesen, glauben Sie mir auf Ehrenwort, ich hätte nie dagegen auch nur eine einzige Zeile geschrieben. Allein gegen Unrecht und Unsinn muß man männlich auftreten. Gottlob! Das Blättchen hat sich bis jetzt, wie Sie sehen, noch nicht gewendet; ob ich wieder nur lauter windige Behauptungen aufgestellt habe und deshalb verlacht werde, ist eine Frage, die ich dem „geehrten Klemensleser“ selbst zum Beurteile übergebe! Sollte aber das Sprichwort vom „Wahrheitszeigen“ Ihnen dennoch Schmerzen bereiten, so mögen Sie sich mit den schönen Worten: „Reden ist Silber, Schweigen aber ist Gold“ trösten, dabei aber auch gleichzeitig das Sprichwort beherzigen: „Vorgetan und nachgedacht, hat schon manchem groß Leid gebracht!“

Ein Kolonist.

Klemens, Nr. 34 vom 23. Mai 1901, S. 260-262.

Muntau. (Gouv. Taurien.)

16. September 1900. Ich benützte eine Gelegenheit, um einer mennonitischen Trauung beizuwohnen. Sie fand draußen im Hofe in einer Bude statt, auf welche Weise, das mag sich ein jeder denken. Nach der Trauung beim Kaffee fängt der Prediger auf einmal an, sich auf alle mögliche Weise zu entschuldigen, daß er vergessen habe, das Brautpaar zu segnen. Nach dem Kaffee wurde dann den Brautleuten der Segen nach ihrer Art gegeben. Das ist traurig. Wie gütig ist doch unsere Kirche! Ich freue mich,

ein Glied derselben zu sein und von ihr den wahren Segen empfangen zu können. R.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 37.

Nikolajewka. (Gouv. Astrachan.)

Am 23. Februar um 10 Uhr abends hat die Frau des Johannes Schimpf auf einem Landgute, 35 Werst von Nikolaewka, Gouv. Astrachan, ihren eigenen Kindern die Hälse abgeschnitten. Das Gut gehört einem Russen, und Schimpf mit seiner Frau und 3 Kindern diente bei dem Russen als Knecht, trotzdem sein Vater ein sehr wohlhabender Mann ist. Schimpf ist ein Lutheraner aus Nischnaja Dobrinka. Auf dem Gute wohnte niemand als der alte Russe mit seiner Frau und Schimpf mit seiner Familie.

Als ich am 25. Februar auf das Gut kam, fragte ich den Vater der ermordeten Kinder nach dem Grund einer solchen schrecklichen Tat. Er erzählte mir, daß seine Frau an demselben Abend von ihm zu ihrer Schwester nach Galka gefahren sein wollte. Da ihr Mann aber Knecht ist, zudem noch allein, so konnte er natürlich nicht einwilligen. Die Frau ertrug die Absage scheinbar ruhig, jedoch merkte ihr Mann bei ihr eine innerliche Unruhe. Die Kinder haben schon geschlafen, ebenso hatte sich aus der Russe im Nebenzimmer zu Ruhe begeben. Auch Schimpf mit Frau hatten sich bereits gelegt, aber das Licht brannte noch. Schimpf, wie er sagte, habe sich gestellt, als schliefe er. Seine Frau hätte sich unterdessen einigemal im Bette aufgesetzt und wieder gelegt. Zuletzt sprang sie auf, machte, als wollte sie hinausgehen, ging aber wirklich nur ins Vorhaus, schloß die äußere Türe auf und wieder zu und stellte sich hinter dieselbe. Der Mann dachte, sie sei hinausgegangen, ahnte nichts Gutes und ging hinaus, um zu sehen, wo sie wäre. Als er draußen war, riegelte sie die Türe von innen zu, nahm das Rasiermesser aus der Kiste, ging hinein und schnitt dem kleinsten Knaben von 2 Jahren, welcher mit dem

ältesten, 10 Jahre alt, zusammen auf einem Bettchen schlief, den Hals ab. Dann warf sie ihn in ihr Bett. Die Tochter von 8 Jahren erwachte und wollte schreien, als sie das Metzeln sah, da drohte ihr aber die Mutter mit dem Finger und sagte, sie solle sich zudecken und schlaffen. Das Mädchen sah aber, wie sie auch den größten Knaben an dem Kinn faßte und das Rasiermesser ebenso über den Hals führte. Als der Unmensch auch mit diesem Knaben geendigt hatte, wollte sie auch das Mädchen schlachten. Auf das Geschrei der letzteren aber kam der alte Russe und riß ihr das Messer aus der Hand. Das Mädchen bekam eine Wunde am Kinn, an der Brust und am Finger, jedoch gefahrlos, an Brust und Finger sehr unbedeutend. Der Mann sah von außen durchs Fenster, wie seine Frau metzelte, konnte aber infolge der Verriegelung nicht hinein. Als ihn der Russe hineinließ, und er das Schauspiel sah, wollte er sie huschen. Sie faßte ihn aber und warf ihn auf das Bett, indem sie sagte: „Auch dich wollte ich noch schlachten.“

Als man mir das alles im Hofe erzählt hatte, bin ich selbst in das Zimmer gegangen. Da lag die Kindermörderin auf einer Bank neben dem Ofen, die beiden ermordeten Kinder lagen noch unberührt ihr gegenüber so, wie sie dieselben geschlachtet hatte. Keine Miene und kein Wort der Reue ließ sie von sich hören, im Gegenteil sie war noch sehr empfindlich. Eine alte Frau sagte zu ihr: „Lieber Heiland, was hast du nur gemacht?“ Darauf erwiderte sie schnell: „Wenn ihr blind wäret, würde ich es Euch sagen, aber so sehet ihr es ja selbst“. Die Untersuchung traf auch gleich darauf ein und nahm sie mit nach Nikolajewka ins Gefängnis. Auch da beim Abschiede, wo alles weinte, starrte sie die Leute an und blieb ungerührt.

Sch—r.

Klemens, Nr. 26 vom 28. März 1901, S. 202.

Nikopol. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Welch kuriose Geschichten heutzutage vorkommen können, zeigt folgende Begebenheit, welche, zur Warnung für die Betreffenden, wie auch für die anderen Deutschen, hiermit der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Vor nicht langer Zeit fuhr ich per Wagen geschäftshalber nach Ekaterinoslaw. Nachdem ich meine Geschäfte besorgt hatte, ging ich in ein Gasthaus, um ein Mahl einzunehmen; nachher wollte ich mit dem ersten Zuge bis zur Station Saßewo fahren zu einem gewissen Herrn Friesen, wo ich ebenfalls ein kleines Geschäft zu besorgen hatte. Nicht lange so sitzend, bemerkte ich, daß fünf, bis zur „dreizehnten Branntweinseligkeit“ hinaufgestiegene Männer ebenfalls ins Gasthaus hereinkamen und unweit meinem Tische sich niederließen; der Sprache nach waren sie von Jamburg. Sie ließen sich, um die zweitletzte der erwähnten „Seligkeiten“ auch noch zu erwerben, noch ein Paar kleine $\frac{1}{40}$ „Weißen“ kommen und taten sich gütlich; dabei aber schimpften sie tüchtig – auf Pfarrer, Oberschulzen u. s. w. Damit stellten die Herren in spiritu vini ein naturgetreues Attestat von sich selbst. Selbst Schiller sagt: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun.“ Diese Leute schmiedeten Pläne aller Art, und ein jeder wichtige Ausspruch wurde mit einem tüchtigen Schluck bekräftigt. Mir schien es, die fünfzehnte und letzte „Seligkeit sei schon längst erworben. Das Gespräch konnte ich nicht recht verstehen, weil die Jamburger Sprache – besonders für uns Ausländer, die wir ja unter uns nur plattdeutsch sprechen – schwer zu verstehen ist. Das meiste jedoch verstand ich, und ganz besonders wurde ich aufmerksam, als folgendes Gespräch geführt wurde. Einer sagte zu den andern: „Was sagt ihr dazu? ich meine, wir machen es auch so wie jene drei! die haben ein schönes Geld bekommen für ihre alten Häuschen. Die Pacht ist zu Ende, was helfen uns da unsre Häusle noch! Sie aber nach Jamburg schleppen können wir nicht, weil die

Jamburger Gemeinde uns doch keine Plätze geben würde, um dieselben dort wieder aufzubauen; hier aber gibt uns kein Teufel zu einem Quart Branntwein dafür. Wir lassen sie einfach verrauchen und sagen dann, die Russen hätten aus Feindschaft uns die Häuser angezündet, und daß wir beinahe zwei derselben beim Anzünden erwischt hätten u. s. w.: dadurch bekommen wir wenigstens noch ein Paar hundert Rubel Brandgeld.“ Einer darunter war nicht miteinverstanden, denn er sagte: „Schweig, oder i hau dir u´s uf d' Goschen!“ Diese Leute wundern sich vielleicht darüber, daß alle Welt weiß, was bei ihnen vorgeht, bedenken aber garnicht, daß sie auf Jahrmärkten, und wo sie nur hinkommen selbst ausplaudern, was bei ihnen für Sachen vorkommen, und dieses unnötige Plappern wird oft von Leuten zugehört, welche weit entfernt wohnen. Werden diese wohl, wenn sie nach Hause gekommen sind, dasjenige, was sie von Jamburger Leuten gehört haben, verschweigen? Gewiß nicht! So ein Fall geschah im Monat Oktober. Ein Jamburger Mann erzählte mir und noch einem Mann aus dem Taurischen Gouvernement, daß bei ihnen Feuer war, daß ein Schwein mit drei Ferkeln verbrannt ist und verschiedenes mehr. Der Mann erzählte das ganze so komisch, daß wir beide herzlich lachen mußten. Dies geschah in Jekaterinoslaw vor dem Postamt. Der erwähnte Mann aus dem Taurischen – mir ist sein Name entfallen – versprach sofort, daß er diese Erzählung im „Klemens“ abdrucken lassen werde, und wirklich: in Nr.6 des „Klemens“ steht sie wörtlich gedruckt. Es ist sehr möglich, daß die Jamburger jetzt denken werden, daß dies einer aus ihrer Mitte getan hat. So geht es immer: wenn im oberen Stockwerk zu viele Gäste sind, dann plappert die Zunge zum eigenen Schaden vielmehr als notwendig. Würden die Jamburger mäßiger und christlicher leben, ja würden sie mehr denken und weniger reden, so hätte niemand Material, die dortigen unsittlichen Funktionen populär zu machen. Nun zurück zu meiner Reise. Nach beendigtem Mahle fuhr ich auf den Bahnhof,

und am selben Abende noch war ich bei dem Brandältesten Friesen. Unter anderem erzählte mir Herr Friesen, daß Jamburg aus der Versicherung ausgeschlossen werden wird, denn sagt er, die Leute brennen zu oft, ganz besonders aber in einem ihrer Pachtdörfer, da scheint es wirklich, als wenn die Häuser mit eigenen Händen den Flammen geopfert werden – eines nach dem andern brennt weg, da haben wir kein Interesse dabei. In circa 2 Jahren mußten wir an Jamburg schon über 12000 Rbl. Brandgeld auszahlen, bekamen aber von ihnen erst etwas über 3000 Rbl.“ Das sind die Ursachen, warum Jamburg aus der Brandversicherung ausgeschlossen wird – oder gar schon ist. Hoffentlich wird Jamburg, wenn etwa je wieder ein Brand mit verdächtiger Ursache vorkommen sollte, die Sache genau untersuchen und die verdächtigen Personen bestrafen, damit in der Zukunft durch einen oder anderen Gewissenlosen nicht alle Schaden leiden müssen.

Anton Becker.

Klemens, Nr. 20 vom 14. Februar 1901, S. 153-154.

Orenburg.

14. September 1900. Bei uns in Orenburg ist in diesem Jahre Gott sei Dank! alles aufgelebt. Die Ernte ist gut ausgefallen. Trifft man einen Deutschen in der Stadt und fragt ihn, wie es geht, so erhält man zur Antwort: „Gottlob! Dieses Jahr bezahle ich meine Schulden und kaufe mir noch zwei Pferde, dann kann ich mein Land besser umpflügen.“ Mit der Kirche und der Schule sieht es dagegen sehr traurig aus. Es sind hier über 200 deutsche Familien Katholiken, und der Pfarrer von Orenburg kann kein Wort deutsch sprechen. Alle Jahre kommt zu uns der Priester aus Samara. Der Hochw. Herr spricht deutsch, aber nur eine Predigt im ganzen Jahre ist doch zu wenig. Unsere Deutschen sind weit von einander getrennt, manche bis über 100 Werst, da kann man weder eine

Pfarrei gründen noch eine Schule errichten. Die Kinder wachsen ohne geistliche Nahrung auf, was wird einmal aus ihnen werden? Drei alte Personen sind in diesem Jahre ohne die hl. Sakramente gestorben, weil kein Priester zu haben war. Das ist traurig. Gebe Gott, daß es bald besser werde!
D. Keller.

Klemens, Nr. 5 vom 1. November 1900, S. 37.

Orenburg.

Am 7. November v. J. trat hier der Winter seine Rechte an. Tot scheint jetzt die weite Gegend. Berg und Thal scheinen unter der Weißen Decke gleich zu sein, so daß es bei Nacht gefährlich wird, den Hauptweg zu verlassen, welcher neben Telegraphpfosten nach Asien – also zu uns – führt; denn sobald man bei Nacht obengenannten Weg verfehlt, begibt man sich in Gefahr, die ganze Nacht herumzuirren. Das verirren allein wäre noch nicht so gefährlich, wie die herumstreifenden Kirgisenreiter, welche hier heuer die Seitenwege unsicher zu machen beginnen.

Unlängst fuhr hier ein gewisser Fr. Döring aus der Stadt nach Hause. Er verirrte sich. Da überfielen ihn einige Reiter, nahmen ihm sein Geld, Pferd und die fürs Haus eingekaufte Ware ab, und banden ihn mit Stricken, ohne ihm jedoch etwas Leids zu tun. Nach längerer Anstrengung gelang es Döring, sich zu befreien, und zu Fuße nach Hause zu kommen, wo er mir obiges erzählte. Von den Tätern ist bis jetzt noch nichts in Erfahrung gebracht.

Ein schon lange nicht mehr dagewesener Fall, welcher einen anspornt, entweder noch bei Tag nach Hause zu fahren, oder in der Stadt zu übernachten.

Nach den Wetterregeln der Baschkiren soll der diesjährige Winter kein strenger werden, dafür aber der Frühling sich hinausziehen. Letzteres wäre nicht ganz angenehm, doch wird das Futter allen ausreichen; denn der verflossene Sommer bescherte

uns reichlich mit Brot und Futter, wofür alle Gott danken, mit der Bitte, uns auch nächstes Jahr segnen zu wollen.

Klemens Giesinger.

Klemens, Nr. 14 vom 3. Januar 1901, S. 106.

Perekop. (Gouv. Taurien.)

25. Januar 1901. Am 21. Januar traf man hier auf der Eisenbahnstation Dschankoj fünf Buren. Selbstverständlich war dies ein Aufsehen erregendes Ereignis. Jedermann interessierte sich, wie den diese Buren in die Krim kämen. Sie wurden mit Fragen bestürmt und gaben zur Antwort, daß sie als Gefangene auf einem englischen Schiffe forttransportiert wurden. An ihnen vorüber fuhr ein anderer (nicht englischer) Dampfer. Da kam ihnen ein Rettungsgedanken. Ihrer sechs entkleideten sie sich heimlich und schnell, stürzten ins Meer und suchten schwimmend den Rettungsdampfer zu erreichen. Fünf von ihnen gelangten glücklich ans Ziel, einer jedoch ertrank zum größten Schmerz seiner Kameraden. — Von hier sind die Buren nach Petersburg gereist und von dort über Berlin nach dem Haag.

Philipp Dewald.

P. S. der Red. Unlängst ist der russische Freiwillige Fürst Bagration-Muchransky von der Insel St. Helene zurückgekehrt. Auf diese Insel verschicken bekanntlich die Endländer einen Teil ihrer Gefangenen. Diese müssen sich hier manchen Entbehrungen unterziehen. Der Fürst Muchransky berichtet, wie die Buren sich öfters mit Lebensgefahr ins Meer stürzen, um auf vorüberdampfenden Schiffen sich zu retten. Manches gelingt dieses, manche werden aber auch von den Engländer aufgefangen und dann – o wehe! („Огонек“, № 4 1901 года.)

Klemens, Nr. 19 vom 7. Februar 1901, S. 146.

Petersburg.

10. Februar 1901. Das Oratorium „St. Franziskus“ des wirklich glücklich beanlagten jungen Franziskanerpaters (37 Jahre alt), wovon der geschätzte „Klemens“ v. J. d. 29. November ankündigte, wurde den 2. Februar nachmittags um 2½ Uhr zum ersten- und d. 8. d. M. zum zweitenmal aufgeführt. Der „Klemens“ hat sich nicht getäuscht, wenn er den Anknunft des P. v. Hartmann (Paul-Eug.-Josef Ander-Lau-Hochbrun, diesen Namen hatte er inne vor dem Eintritte in das Kloster) eine besondere Bedeutung beimessen wollte.

Die ideale Komposition besteht aus drei Teilen und stellt das Leben des hl. Franziskus dar. Der erste Teil bezieht sich auf die Gründung der drei Orden des hl. Franziskus. Er vertieft sich in das große Elend der Menschen, wie ihm zu Hilfe zu kommen, der Menschheit neue Wege zu zeigen, wie das Verlangen nach des Himmels unendlicher Wonne zu erfüllen sei. Sein Beispiel, seine Erscheinung riß die Massen dahin. Er gründete nach der Billigung des obersten Hirten und Vaters der Christenheit, des Papstes, seine Orden, in denen für der viele, viele ihr Heil finden können. Hierauf wird der hl. Jungfrau Klara eine besondere Erwähnung geschenkt. . . . Den Gott Israels mögen preisen alle Geschlechter der Erden, der keine seiner Kreaturen, die Ihn und seine Huld anflehen, leer ausgehen läßt! . . . Der zweite Teil enthält das wichtige Ereignis im Leben des hl. Franziskus zwei Jahre vor seinem hl. Ende, jene berühmte Erscheinung, in der er der Wundmale teilhaftig wurde. Jener Berg, der den Graus eines wahren Felsenlabyrinthes bilden, wo die Naturgewalten den Ausbruch wilden Zornes und unbändiger Wut, die diesen Felsenwall zerbrach und dieses Wunder von Naturgeheuerlichkeit ins Dasein rief, jener Berg, Alverna, wohin sich der hl. Vater Franziskus begab, um ungestört dem Gebete obzuliegen, bietet uns ein anschauliches Bild von jenem, das einmal auf Kalvaria

stattgefunden – wenn auch von unendlich größerer Bedeutung – die Kreuzigung Christi, dem, der uns erlöst von der Sündenschuld, sei immerdar Glorie, Preis und Ruhm gesungen! Der dritte Teil enthält das hl. Ende des Felsens der Geduld, des Patriarchen der Armut, des hl. Vaters Franziskus! – Das Oratorium wurde in der lateinischen Sprache vorgetragen, das Publikum bediente sich der französischen und russischen Übersetzungen.

Klemens, Nr. 22 vom 28. Februar 1901, S. 170.

Podkolsina. (Gouv. Woronesch.)

Im Verlaufe von 3 Jahren, die wir nun hier sind, hatten wir auch 3 gute Ernten und dennoch können unsere Leute hier nicht bestehen; denn sobald es heißt: zahlen, so ist man gezwungen, Gewalt anzulegen, damit man wenigstens die Hälfte von dem leistet, was man schuldig ist. Freilich kostet es auch viel Geld, Müh und Arbeit, wenn man in eine fremde Gegend kommt und sich einen eigenen Herd gründen und häuslich einrichten will.

Viele unserer Leute kamen hierher mit leeren Taschen und hochfahrenden Plänen. Keiner wollte dem andern nachstehen, so daß jeder im Anfange sich nur mit dem beschäftigte, was er jeden Tag für ein Kleid anziehen werde, damit man ihn ja recht „wirsche“. Die hiesigen russischen Bauern fanden im Anfange auch wirklich wenig Unterschied unter den Deutschen. Um den Hochmut und den Müßtgang auszuführen, bedarf man des Geldes, und solchen großen „Wirschen“ machte sich der russische Bauer eine Ehre daraus, Geld vorzustrecken. Auf solche Weise wurden die Menschen endlich gezwungen, Prozente auf Prozente zu zahlen, während die meisten in steifgebügelten Hemden mit Weingeist oder auch mit Seifenblasen angefüllten Kopf recht hoch trugen, und dabei die lieben Hände durch das süße Nichtsthuen einschrumpfen ließen.

Obwohl das Ergebnis unserer Ernten während der drei Jahre immer sehr gut war, so ist doch niemals eine Kopeke da, um die Bankschuld zu tilgen. Auf Viehzucht läßt sich hier auch schönes Geld verdienen. Weide ist im Überflusse da, ebenso auch Heu. Wenn man zurückdenkt an die teure alte Heimat, wie das liebe Vieh im Frühlinge jeden Tag bis 20 Werst zurücklegen mußte und dann am Abend ungesättigt nach Hause kam, und sieht, wie hier vor der Türe Gras und Blumen in größter Üppigkeit wachsen, wird man da nicht durchdrungen von dem Dasein Gottes, dem höchsten und liebenswürdigsten Gute, der all des Schöne und Gute zu unserem Nutzen geschaffen hat? Aber von einem Leben nach der Natur will man jetzt nicht wissen. Der Magen wird gequält durch Branntwein, durch widernatürlichen Genuß der Speisen und so weiter, dem Körper werden alle Kleidungsstücke nicht so angepaßt, wie der liebe Gott ihn schuf, sondern so, wie der Teufel es dem Schneider eingeblasen hat, so daß es ja kein liebes Wunder ist, wenn's heute zu Tage heißt, die ganze Menschheit ist krank. Unsere Väter, die in grober Leinwand und ohne Tee, Kaffee erzogen wurden, erreichten noch die Jahre 80 und mehr; wir dagegen sind jetzt schon Gespenstern gleich, und haben kaum die Hälfte zurückgelegt. O, wenn all die Kopeken, die da zum Schaden der Menschheit für Gurgel und Magen, für Puffen und Spitzen und so weiter verausgabt werden, richtig in der Wirtschaft verwendet würden, wie würde da die Wirtschaft jeden Tag schöner und glänzender werden! Aber nein, es ist viel angenehmer, wenn der älteste Bursche 10–25 Rubel in der Tasche hat und jeden Sonntag angeheitert dem Tanzteufel und der Wollust frönen kann, und das schöne Töchterchen in Seide, Sammet mit dem gewaltmäÙig zusammengepreÙten FüÙchen einherschreiten kann. Kann der Bursche dies nicht durchsetzen, so wird dem Vater geheim Geld oder ganz und gar das Getreide genommen, wenn's gleich zur Saat bestimmt ist. Kommen endlich die jährlichen Zahlungen, so kann der „buckliche Ludwig“ fahren, schreien, drohen, alles vergebens.

Der eine wußte nicht, daß der Termin angelaufen ist, der andere weiß nicht, was und wem zu zahlen ist, der dritte fragt ganz naiv: "Ja, habe ich denn nicht schon alles bezahlt?" und so geht es fort, bis endlich der buckliche Mann mit Gericht, Prügel und allen nur möglichen Mitteln den stumpfen Menschen auf die Leber tritt. Aber alles nimmt ein Ende, somit muß auch dieses ein Ende nehmen, und wirklich hat dieser „buckliche Ludwig“ mit Aufopferung aller seiner Kräfte es dahin gebracht, daß am Schlusse des Jahres 1900 der Teilungsakt, nach welchem unser Gut von 10,506 Desjatin in zehn ungleiche Teile zerlegt wurde, vom Obernotar bestätigt wurde. –

Unser Land ist nun im Werte sehr hoch, so daß man jetzt aufs neue ein Gläschen trinken kann. Zahlt man ja schon 110 Rubel für die Desjatin, während es uns nur 60 Rubel kostete. Der Branntwein reichte auch wirklich nicht aus, um all die ausgetrockneten Gurgeln zu befeuchten, und somit mußte Spiritus an die Reihe treten. Ist es denn da noch ein Wunder, wenn die Wirtschaft zurückgeht, und man nicht mehr leisten kann, was notwendig ist. Ich frage, sind da die Zeiten schuld oder die Erde, die nicht genug hervorbringen kann? Nein, der Mensch ist der Schuldige.

Gott hat den Menschen erschaffen, der Natur getreu zu leben und sich nicht widernatürlich zu kleiden und zu ernähren. Da der Mensch aber das Gegenteil tut, so rächt sich die Natur an ihm.

H.

Klemens, Nr. 44 vom 1. August 1901, S. 341-342.

Pokrowsk. (Gouv. Samara.)

Sechs Männer aus Gnadendorf hatten hier im Dezember vorigen Jahres ihre Frucht verkauft und waren bei Erthel eingekehrt. Da kam dorthin ein anständig gekleideter Mann und fragte an, ob er und seine Frau nach Gnadendorf nicht mitfahren

könnten, fünf Rubel wolle er gerne dafür bezahlen. „Warum bezahlen?“ sagten die guten Männer. „Wir fahren ja nach Gnadendorf, und da nehmen wir Sie unentgeltlich mit.“ – „Danke schön für diese Gefälligkeit; da werde ich „eins“ kaufen,“ sprach der Fremde, und alsbald konnten die Männer umsonst „eins“ trinken. Das war abends. Am nächsten Morgen vor der Abfahrt traktierte der Fremde nochmals seine Wohlthäter mit Schnaps, bestand aber darauf schnell abzufahren, da er Eile hatte. Seine Frau hatte er nicht bei sich. Kaum waren die Männer auf dem Wege, da fingen sie an, ganz rasend zu werden. Der eine sprengte seine Pferde hierhin, der andere dorthin. Sie geberdeten sich nicht wie etwa Betrunkene, sondern wie Wahnsinnige. Der eine von den sechs kam glücklich nach Hause, konnte aber erst am anderen Tage Aufschluß von seinen Kameraden geben, da er solange besinnungslos war. Nun wurden Leute ausgesandt, um die anderen zu suchen. Sie fanden sie auf dem Felde, ohne Pferde und Schlitten umherirrend. Demjenigen Manne, auf dessen Schlitten der Fremde gewesen war, hatte dieser die Taschen geleert (28 Rbl. geraubt) und wollte es den anderen ebenso machen, was ihm aber nicht gelungen war, weil er sich wahrscheinlich fürchtete, von anderen ergriffen zu werden. Er fuhr zurück bis an die Mühlen in Pokrowsk, ließ da die Pferde stehen und verschwand. Die Pferde kamen zu Erthel zurück. Die Kleider der Männer wurden alle gefunden außer einem Pelze. Der Doktor erklärte, daß der Fremde den Männern Tollwasser zu trinken gegeben habe. Zum Glück war die Nacht, welche sie im Felde zubringen mußten, sehr gelinde, sonst wären sie erfroren.

Klemens, Nr. 23 vom 7. März 1901, S. 178-179.

Rastadt.

6. Februar 1901. Der Winter ist heuer im Süden wiederum eine Ausnahme von der Regel, – denn als Regel kennt man hier den Sudelwinter oder ohne mit sehr wenig Schnee. Vor den

Weihnachtsfeiertagen brachte uns der Winter ziemlich Schnee, welcher nach den Feiertagen langsam schmolz; die ganze Feuchtigkeit versetzte sich in den Boden. In der zweiten Hälfte des Januar Monats fiel reichlich Regen; bis endlich am 1. Februar wiederum ein Schneegestöber losbrach, welches mit Unterbrechungen bis zum 6. Februar morgens fort dauerte und so viel Schnee, als wir seit 1893 noch in keinem Winter hatten, niederstreute. Solch ein Winter ist jedermann willkommen, denn er kränkt den Boden mit viel Feuchtigkeit; und in jedes Menschen Brust erwacht die tröstliche Hoffnung auf ein fruchtbares Jahr, was uns auch die vergangenen Mißjahre, welche noch nicht vergessen sind, erträglicher macht.

Nikolaus Selinger.

Klemens, Nr. 21 vom 21. Februar 1901, S. 162.

Rom.

9. Oktober 1900. Am 4. und 5. kamen in Rom die drei bayerischen Pilgerzüge an. Die Zahl der Pilger belief sich auf 2460. An ihrer Spitze erschienen der Erzbischof von Bamberg und die Bischöfe von Würzburg und Augsburg. Eine große Anzahl Priester reisten mit ihren Gläubigen zur ewigen Stadt, um der Seligsprechung eines bayrischen Landeskindes beizuwohnen und den Jubelablaß zu gewinnen. Am 7. in der Frühe wurde nämlich in Sankt Peter die ehrwürdige Creszentia Höß aus Kaufbeuren selig gesprochen. Die Apsis von St. Peter war herrlich beleuchtet. Über dem Altar stand das Bild der seligen Creszentia in ihrer Verklärung im Himmel, vor der Seligsprechung noch verhängt. Bei der feierlichen Erklärung fiel der Vorhang von diesem Bilde, wie auch von dem Riesengemälde, das an der Frontseite des St. Petersdomes angebracht war. Das bayrische, wie überhaupt das ganze deutsche Volk ist nun um eine liebe Selige reicher geworden, die ihre mächtige Fürsprache für uns alle einlegen

wird. Da der Hl. Vater bei der Seligsprechung nicht zugegen war, erschien er nun am Nachmittag ganz feierlich, um der neuen Seligen seine erste Huldigung darzubringen und ihrem bayrischen Landsleuten den hl. Segen zu spenden. – Zum Lobe der urgemütlichen Bayern sei noch erwähnt, daß sie sich in Rom sehr gut benommen haben; wo sie hinkamen, erbauten sie, besonders aber in den Kirchen und hl. Orten; nie hörte man sie schwätzen oder lärmern. Selbst die Römer, die doch schon so viele Pilger sahen, waren voll des Lobes. Außerdem waren sie so gut organisiert, wie wohl noch kein anderer Pilgerzug: zuerst waren sie in 3 Abteilungen und diese wieder in mehrere Gruppen eingeteilt, von denen jede ein besonderes Programm hatte, und die einander nicht stören konnten. Am 10. ging der Pilgerzug wieder über die Berge nach Bayern.

Klemens, Nr. 3 vom 18. Oktober 1900, S. 21.

Rom.

3. Februar 1901. Hier wurde in der Kirche der hl. Apostel viermal das Oratorium Perosi's „Il Natale“ (Geburt Christi) unter der Leitung des jungen Meisters aufgeführt. Die Kirche war jedesmal von Besuchern angefüllt, welche das Stück als einen Triumph des berühmten Meisters bezeichnet. Es besteht aus zwei Teilen: im ersten wird die Geburt angekündigt, im zweiten selbe besungen. Ganz besonderen Beifall fanden: die Verkündigung, das Verbum caro factum est, Jucundare und Magnificat. Die Aufführung beehrten mit ihrer Gegenwart mehrere Kardinäle, Prälaten und Personen der römischen Herrenwelt. Ehre dem trefflichen Musiker!

Klemens, Nr. 19 vom 7. Februar 1901, S. 146.

Roschdestwenskoje. (Kubanj-Gebiet)

14. Mai. „Warum laufen doch nur die hiesigen Leute am hellen Werktag so schaarenweise zu Kirche?“ fragte ein Nichtkatholik

seinen Bekannten, der ein Mitglied unserer Kirche war. „Es wird Maiandacht gehalten“, war die Antwort. Ja, es ist eine wahre Freude zuzusehen, wenn die Glocke ihren Ruf erschallen läßt, und die Gläubigen zur Andacht der Mutter Gottes auffordert, wie sie dann aus allen Straßen zur Kirche herbeiströmen. Aber noch größer ist die Freude, wenn man in die Kirche selber kommt. Dort steht man nicht den Küster, sondern unsern Hochwürdigsten Herrn Pater von dem Altare der Mutter Gottes knien, der selber die Andacht jeden Tag feierlich abhält. Besonders freudig war für uns der achte Maitag, wo mit der Maiandacht auch zugleich die Einweihung unserer neuen Lourdesstatue (lies: Lurdstatue) verbunden war. Die Weihe wurde nach dem Rituale vorgenommen. Nach Absingung der 3 Psalmen mit den dazugehörigen Antiphonen wurde die Statue enthüllt. Jetzt waren erst recht aller Augen auf die Himmelskönigin gerichtet. Weißgekleidet, die Füße mit goldenen Rosen geziert, in der Rechten einen goldenen Rosenkranz haltend, stand sie auf einem dazu hergerichteten Altare, der mit brennenden Kerzen und vielen schönen Blumen geschmückt war. Dann verlas unser Pater die Betrachtung, wie er das immer tut. Nach Beendigung derselben folgte eine so herzergreifende Predigt über die Himmelskönigin Maria, wie noch keine an meine Ohren gedrungen ist. In Lautloser Stille lauschten die Versammelten auf jedes Wort, das aus dem Munde des Redners kam. Ja, eine manche Träne glänzte da in den Augen der Zuhörer. Nach der Predigt wurde die Lauretanische Litanei von unserem Geistlichen vorgesungen, dazu vom Chor und der Orgel respondiirt, und dann mit noch einigen Gebeten die Andacht beendet.

Dötzel.

Klemens, Nr. 35 vom 30. Mai 1901, S. 270.

Rosenthal. (Gouv. Taurien.)

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli schlug der Blitz bei dem Einwohner Adam Ries in dessen Spreuschoppen ein, welcher sogleich ganz in Flammen stand. Nachdem auf den Ruf der Glocken Mannschaft herbeigeeilt war, stellte es sich heraus, daß die Schwägerin des Ries, welche im Schoppen ihr Nachtlager genommen hatte, höchstwahrscheinlich durch den Schlag betäubt wurde und verbrannte. Als man sie später auffand, so fehlten ihr beide Hände und ein Fuß, welche auch nicht mehr zum Vorschein kamen. Dem armen Manne verbrannten außerdem noch 50 Pud Weizen und ungefähr ein Faden Spreu.

Diese Nacht war für Rosenthal eine wahrhaft schreckliche gewesen; denn der Blitz schlug noch unweit des Dorfes in zwei auf verschiedenen Plätzen gewesene Fruchthaufen ein, die sofort auch in Flammen standen und mit dem Spreuschoppen zusammen die sonst so schreckliche und stockfinstere Nacht zu einer mehr als mondhellen machten.

Klemens, Nr. 46 vom 15. August 1901, S. 358.

Rosenweit. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

Wir Rosenweiter haben heuer eine nicht so gute Ernte gehabt als im vorigen Jahre, aber Gott sei Dank! für das, was wir geerntet haben. Wir ernteten: Sommerweizen 3–4 Tsch., Roggen 4–5 Tsch., Gerste 5–6 Tsch., Hafer 6–7 Tsch., Leinsamen 1–2 Tsch. und Welschkorn 5–6 Tsch. von der Desj.

Da wir Rosenweiter nur unserer fünf Wirte sind, von denen einer noch gestorben ist, so bilden wir keine Gemeinde, welche eine Verwaltung hat. Als wir mit den Getreideernte fertig waren, ließ unser HE. Schulze, welchen wir unter uns so nennen, die Gemeinde zusammenkommen, um zu bestimmen, wo man dieses Jahr Roggen zu säen habe. Als aber ein Mann den Vorschlag des HE. Schulzen hörte, sprach er: „Ich habe noch nicht daran

gedacht.“ – „Gut, Sie haben noch nicht daran gedacht, aber ich oder ein anderer möchte vielleicht schon säen“ antwortete darauf der HE. Schulze. Da nahm der Mann mir nichts dir nichts, die Thür in die Hand und ging nach Hause. „So,“ sagten dann die Zurückgebliebenen, „jetzt säe ein jeder wieder, wo er will, und durch das bekommen wir keine Ordnung auf dem Felde; denn bei uns sieht es aus auf dem Felde, wie bei den „Muschicken“: der eine hat auf seinem Lande Weizen, jener Roggen, der dritte Gerste u. s. w. Ja, so ist es eben einmal eingewurzelt, und so wird es sich auch fortpflanzen.“ Mit diesem gingen sie auseinander. So könnte ich noch mehrere Punkte anzeigen, aber es genügt auch dieser eine, denn wenn ihn ein Mann liest, so wird er denken: „Die Rosenweiter haben doch gar keine Ordnung.“ So z. B. kommt ein Mann aus einer größeren Kolonie gefahren, welcher unser Land nicht kennt, und betrachtet die Aussaat. Seine erste Frage ist: „Gehört dieses Land wohl „Muschicken“? – „Nein, das gehört den Rosenweitern.“ Ja wir sind noch weit hinter den „Muschicken“; wenn „Muschicken“ eigenes Land haben, wie wir Rosenweiter, so trifft man solche Unordnung nicht wie bei uns. Ich möchte also bitten, wenn so etwas beraten werden soll, nicht gleich die Thür in die Hand zu nehmen und fortzulaufen: denn Ordnung tut uns not.

Ein Lehrer der Kankriner Kolonien.

Klemens, Nr. 12 vom 20. Dezember 1900, S. 94.

Rothammel. (Gouv. Saratow.)

Am 12. Juli wurden die Einwohner von Rothammel durch die wie ein Lauffeuer sich verbreitende Nachricht überrascht, daß während der Nacht beim hiesigen Krämer ein Einbruchdiebstahl verübt worden sei. So verhielt es sich auch wirklich. In der verhängnisvollen Nacht schlief in der Bude nur die Verkäuferin Fr. Amalia Holzmann aus Seewald. Zuerst vernahm sie ein verdächtiges Geräusch an den Fensterladen, das aber auf ihren

Ruf: „Wer ist da?“ aufhörte. Amalia glaubte nun, es seien das Dorfjungen gewesen, bis sie sich ungefähr eine halbe Stunde später mit großem Schrecken von anderen Besuchern überzeugen mußte. Ein heftiger Krach, und die Türe wurde aus den Angeln gehoben, da sie nicht mit einem Grendel verriegelt, sondern mit einem Hängschloß, dessen Kloben in der Bekleidleiste des Türpfostens keinen festen Halt hatten, im Innern verschlossen war. Zwei verummte Männer traten ein und versetzten die Verkäuferin durch einen Blindschuß in Furcht und Angst. Um sie aber zum Schweigen zu bringen, mußte der Räuber ihr den Mund zuhalten und den geladenen Revolver auf die Brust setzen. Durch die heftige Aufregung erschöpft und durch die drohende Todesgefahr erschreckt, überfiel sie eine Ohnmacht. Die Räuber machten sich eilends an ihr unsauberes Geschäft. Sie rafften Waren zusammen, erbrachen die Kasse, die aber nur 15 Rubel enthielt, gingen ins anstoßende Nebenzimmer, wo sie alles ausschnüffelten und in einem Buche 25 Rubel fanden und selbstverständlich nicht darin liegen ließen. Mittlerweile war die ohnmächtige Verkäuferin wieder zum Bewußtsein gekommen und mußte den Räubern zusehen, ohne sie unschädlich machen zu können. Wieviele ihrer waren, konnte sie auch nicht feststellen. Die Räuber sprachen russisch und fragten, wer den Schlüssel von der Kirchenkasse in Verwahr habe, erhielten aber nicht die erwünschte Antwort. Schließlich sagten sie zum Fräulein: „Geben Sie keine Unschuldigen als Täter an. Wir sind keine Grjasnucher und keine Dobrinker, sondern aus weiter Ferne. Wir kommen nochmals. Wenn wir fort sind, so machen Sie nicht gleich Lärm, sonst kostet es Ihr Leben, da draußen jemand auf Sie acht haben wird.“ Und nun, um sich als höfliche Männer zu erweisen, fügten sie hinzu: „Извините, барышня, что мы Вас беспокоили.“ („Entschuldigen Sie, Fräulein, daß wir Sie gestört haben.“) Waren haben sie im Werte von 300 Rubel gestohlen. Zweifelsohne waren die Räuber nicht „aus weiter Ferne“, sondern gute Bekannte, denn

sonst hätten sie sich nicht verummnen brauchen, aus Furcht von der Verkäuferin erkannt zu werden. In Grjasnucha hat man schon Spuren vom Diebstahl gefunden und auch bereits ein Weib verhaftet. Hoffentlich werden die Schuldigen entdeckt werden.

Klemens, Nr. 45 vom 8. August 1901, S. 350.

Rownoje (Seelmann). (Gouv. Samara.)

13. September 1900. Endlich ist die Gemeinde zu Rownoje laut Beschlüssen vom 8. September diesen Jahres unter N^o 82 und 83 einig geworden, eine steinerne Kirche zu bauen. Die Beschlüsse sind vollständig. In denselben sind zur Erbauung einer neuen steinernen Kirche 80,000 Rbl. und zur Reparatur der alten Kirche 10.000 Rbl. bestimmt. Die nötige Reparatur wurde gleich den folgenden Tag, d. h. den 9. September vorgenommen, und der Bau der neuen Kirche muß den Beschlüssen gemäß sogleich nach Erhaltung der Erlaubnis beginnen. Der Platz, auf welchem im Dorfe die neue Kirche erbaut werden soll, ist jetzt noch nicht bestimmt, soll jedoch laut diesen Beschlüssen, von den Bevollmächtigten der Gemeinde und dem Techniker bestimmt werden.

Ein Einwohner zu Rownoje.

Klemens, Nr. 1 vom 3. Oktober 1900, S. 6.

Rownoje (Seelmann). (Gouv. Samara.)

26. Dezember 1900. Den 14. Dezember v. J. verließ unser Hochwürdiger Herr Dekan Johannes Beilmann unser Dorf, nachdem er von S. Excellenz dem Hochwürdigsten Herrn Bischof krankheitshalber seine Entlassung erhalten hatte. Man kann es nicht genügend ausdrücken, mit welchem Schmerz und mit welcher Trauer dieses Scheiden alle gutgesinnten Pfarrkinder erfüllte. — 16 Jahre war der Hochwürdige Herr Dekan J. Beilmann ein unermüdlicher Seelsorger für alle und ein besonderer Freund

und Wohltäter der Armen und Kranken. Sein strenger und gerechter Charakter einerseits und Parteilichkeit von anderer Seite haben ihm auch Feinde gemacht, die in letzter Zeit seine Wirksamkeit hemmten. Dieser Kummer und seine, schon seit Jahren währende Kränklichkeit haben ihn veranlaßt, um seine Entlassung zu bitten. Mögen alle diejenigen Seelmänner, die den Wert eines guten Priesters nicht zu schätzen wissen, ihn in der Zukunft durch den Verlust schätzen lernen.

Ein Pfarrkind.

Klemens, Nr. 15 vom 10. Januar 1901, S. 115.

Schönfeld. (Gouv. Cherson.)

Es mag die verehrl. Leser des „Klemens“ interessieren zu erfahren, wie in der Expositur Schönfeld die hl. Missionen verlaufen sind. Dieselben fanden statt am 28, 29. und 20. August. Schon am 27 abends waren elf Geistliche des Nikolajewer Dekanats hier angekommen. Unsere Expositur ist zwar nicht so groß, zählt ungefähr 700 Beichtende, trotzdem sollte es die Beichtväter keine geringe Mühe gekostet haben, an den drei Tagen alle zu bewältigen, besonders da viele Lebensbeichten abzulegen verlangten. Gebeichtet haben wohl beinahe alle, trotzdem noch viele mit Dreschen und Ausreiten beschäftigt waren. Wie in Blumenfeld, kamen auch hier die Einwohner der einzelnen Nebendörfer in Prozessionen unter Gebet und Gesang - auf einzelne Tage verteilt - hier an. Am Dienstag kamen die Petrowker, Mittwoch die Halbstädter und nachmittag die Steinberger. Was hier das Erfreulichste war, ist, daß edle gute Seelen vom Geiste der Nächstenliebe durchdrungen, Geld zusammentrugen, um alle hl. Messen an den Missionstagen ganz für die Pfarrkinder der Schönfelder Expositur feiern zu lassen, was denn auch wirklich geschah. Wir waren also so glücklich, daß in diesen hl. Tagen für uns mehr als dreißigmal das hl. Meßopfer dargebracht wurde, wo unser Herr und Heiland also selbst zum

Vater für uns betete, daß die hl. Missionen uns recht heilbringend würden. Dank den eifrigen Seelen, die diesen liebevollen Plan ins Werk setzten! Möchten auch andere Pfarreien dieses schöne Beispiel nachahmen und während der hl. Mission nicht nur selbst beten, sondern im hl. Meßopfer jenen für sich beten lassen, von dem allein all unser Gebet Kraft erlangt.

Klemens, Nr. 52 vom 26. September 1901, S. 405.

Schuck. (Gouv. Saratow.)

12. Dezember 1900. Heuer noch werden bei uns Vorkehrungen getroffen; es soll ja mit dem Beginne des neuen Jahres „geduscht“ werden, d. h. das Gemeindeland soll auf die bis zum 1. Januar 1901 lebenden männlichen Personen verteilt werden. Wie überall, so herrschen auch hier die verschiedensten Ansichten über die neue Teilung des Gemeindelandes – gerechte und ungerechte. — Es sollen da verschiedene Klassen von Gemeindeglieder ausgeschlossen werden: der eine will diese, der andere jene ausgestoßen wissen. Bis jetzt ist man einig, alle jene auszuschließen, welche bis zum 1. Januar 1901 ihr Taufzeichnis ins Kolonieamt eingesandt nicht haben.

Klemens, Nr. 12 vom 20. Dezember 1900, S. 94.

Schuck. (Gouv. Saratow.)

Am 27. Juli morgens früh kam Kollmann, ein Mann aus Schuck, zum Pfarrgeistlichen und bat, zu Ehren des hl. Antonius von Padua, dessen Fest hier alljährlich mit großem Volkszusammenlauf aus allen umliegenden Dörfern gefeiert wird, eine hl. Messe zu lesen. Er weinte die bittersten Tränen und teilte dem Pater mit, daß ihm soeben in der Nacht zwei Pferde gestohlen seien. Einem anderen Manne, Falkenstein, haben die Diebe den Wagen und einem dritten, Hochhandel, das Pferdegeschirr gestohlen. Alsbald ging es auf die Suche. Ob man

aber der Diebe habhaft geworden, ist dem Schreiber dieses bis jetzt unbekannt.

Klemens, Nr. 45 vom 8. August 1901, S. 350.

Selz. (Gouv. Cherson.)

Den 11 Juni. Durch Beschluß des Odessaer Dekanatsklerus wurde festgestellt, die reichen Gnadenschätze des Jubeljahres, welche durch Wohlwollen und Güte des Hl. Vaters für die übrige katholische Welt, die nicht nach Rom im verflossenen Jubeljahr pilgern konnte, auf weitere sechs Monate ausgedehnt sind, noch vor Beginn der Erntearbeiten einigen Pfarreien des Odessaer Dekanats zukommen zu lassen. Am 4. Juni begann der Anfang mit der Mannheimer Pfarrei, dann kamen an die Reihe Elsaß, Kandel und am heutigen Tage mit dem Schluß Selz, in den übrigen Pfarreien des Odessaer Dekanats soll das Jubiläum im Herbst stattfinden. Die festgesetzten Bedingungen, um den Jubelablaß zu gewinnen, nämlich die Besuche, Prozessionen, der Empfang der hl. Sakramente wurden gewissenhaft und pünktlich eingehalten. Die großen öffentlichen Besuche und Prozessionen begangen in Selz schon am Fronleichnamsfeste und wurden fortgesetzt bis zum heutigen Tage, so daß dieselben am Jubelfeste zum Abschluß kamen. In besonderer Weise beteiligten sich bei den täglichen Besuchen die Selzer, was ich aus gewissen Gründen ausdrücklich hervorheben möchte. In früher Morgenstunde, um 4 Uhr waren bei den täglichen Besuchen groß und klein, reich und arm, alt und jung, beinahe die ganze Gemeinde versammelt, um die vorgeschriebenen Besuche insgesamt machen zu können. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich sah und hörte, wie die versammelten Gläubigen bußfertig, demütig und andächtig beteten, ich ging selbst vorbetend voraus, bald in der Mitte, bald mit den letzten

Andächtigen und habe unter der ganzen großen Menschenmenge nur andächtig, demütig beten hören.

An den Jubeltagen war der Andrang der Gläubigen zum Beichtstuhl stark, indessen konnten für gewöhnlich alle befriedigt werden. Hl. Kommunionen wurden in Selz über 1000 ausgeteilt. Vor der Andrang der Gläubigen schon am Vorabend groß, so war er am Sonntage und Montage geradezu kolossal. Da diese Menge der Andächtigen das Selzer Bethaus (die neue Kirche ist noch im Bau begriffen) nicht zu fassen vermochte, so wurden zwei Predigten im Freien gehalten. Täglich wurde zweimal gepredigt, morgens vor dem Hochamt und abends vor der Vesper an den zwei bestimmten Jubeltagen. Zur Verrichtung dieser geistlichen Funktionen waren 12 geistliche Herren tätig, die alle sich mit Anstrengung und Aufopferung ihrem edlen heil. Berufe widmeten. Hiermit spreche ich im Namen der Gemeinde den beteiligten Hochwürden den herzlichsten Dank aus für ihre große Bemühungen um das Zustandekommen dieser Jubiläumsandacht.

Das Benehmen der Gläubigen machte einen sehr wohltuenden Eindruck, und erfüllte insbesondere mich mit großer Freude und Rührung, so daß ich wiederholt mich über dieses großartige Bekenntnis des Glaubens u. der Andacht der Selzer öffentlich aussprach. Wären doch die Verleumder und Spötter der Selzer Zeugen dieser Festlichkeiten gewesen und hätten die großartige ihrer Vollendung entgegensehende neue Kirche gesehen, sie würden aufhören, die Selzer zu lästern, zu spotten und zu sagen, sie seien schlechte Katholiken. Ich wage zu behaupten, daß die Selzer viel besser sind, als ihr alter Ruf! Störendes kam nichts vor, des Erbaulichen und guten aber vieles, und sicherlich wird am Tage des Gerichtes noch manches Gute offenbar werden, was jetzt unserer Erkenntnis entgeht, und mancher wird mit dem heil. Paulus von diesen Tagen sagen können: „Siehe, das sind die Tage des Heiles, das ist die Gnadenzeit!“ Die hehre Jubelfeier, die

jedem Selzer unvergeßlich bleiben wird, fand damit einstweilen einen würdigen Abschluß.

R. R.

Klemens, Nr. 40 vom 4. Juli 1901, S. 308.

Semenowka. (Gouv. Saratow.)

4. September 1900. Seit dem Jahre 1890 dient in Semenowka als Lehrer Alexander Dahlinger, der die Kamyschiner Realschule geendigt hat und anfangs Lehrer in der Landamtsschule des Dorfes Semenowka war; er stand bei allen Einwohnern des Dorfes in großem Ansehen und wurde geachtet als ein Mann, der es durch sein Bemühen und streben in der genannten Schule auch verdiente. Als aber die Gemeindeschule im Jahre 1896 in das Ministerium der Volksaufklärung überging, so wurde Dahlinger als Lehrer in derselben angestellt. Da aber die Semenowker Gemeinde über 400 Schulkinder zählt, so wurde sogleich noch ein Lehrer bestimmt, ein Einwohner des Dorfes Semenowka Christoph Schaab, welcher, soweit mir bekannt ist, einige Klassen des kleinen Seminars in Saratow beendigt hat. Lehrer Schaab wurde vom HE. Direktor und Inspektor als Vertreter (Заведующий) bestimmt. Zu derselben Zeit diente Werner in Semenowka als Küster. Als Werner zum Vorsteher gewählt war, sollte Dahlinger von seinem Amte entfernt werden. Das ging so zu. Lehrer Schaab erteilte während der Kar- und Osterwoche Unterricht in der Schule ungeachtet dessen, daß in allen Schulen während dieser Zeit der Unterricht eingestellt ist. Sie wollten damit den Dahlinger zwingen, sich ebenfalls zu beschäftigen. Dieser aber achtete nicht darauf, sondern fuhr während dieser Zeit nach Hause zu seinen Eltern. Die Folge davon war, daß der Vorsteher Werner der Gemeinde den Vorschlag machte, einen Beschluß zu machen und die Obrigkeit zu bitten, den zweiten Lehrer von seinem Amte zu entfernen, weil das Semenowker

Schulgebäude zu klein ist und nicht alle Schüler der Gemeinde fassen kann, und ein Lehrer genügend sei, um Unterricht in der Schule zu erteilen. Die Gemeindeglieder willfahrten dem Wunsche ihres Vorstehers, denn sie sahen ja, daß sie dadurch weniger Geldausgaben haben. Dieser Beschluß wurde auch der Obrigkeit vorgestellt, bis jetzt ist aber darüber noch keine Entscheidung getroffen. Der Grund der Gemeinde, den zweiten Lehrer zu entfernen, ist falsch. Die Semenowker Gemeinde zählt über 400 Schulkinder und ihr Schulgebäude fast wenigstens von 200 bis 300 Kinder; und um denselben gehörigen Unterricht zu erteilen, ist nicht nur ein, sondern auch zwei Lehrer viel zu wenig. Diese zweite Folge war die: als Lehrer Dahlinger nach den Feiertagsferien ins Kolonieamt kam, um seinen Gehalt für den April Monat zu erhalten, so versagte ihm Vorsteher Werner seinen Gehalt auf einen Monat, weil er sich nicht während der Kar- und Osterwoche in der Schule beschäftigt hat. Dahlinger war genötigt, sich an die Obrigkeit zu wenden, er reichte eine Bitte ein an den HE. Landvogt und bat eine Verordnung darüber zu treffen und den Vorsteher Werner für seine Eigenmacht zu strafen. Der Landvogt verlangte durch das Semenowker Kreisamt eine Erklärung vom Vorsteher Werner, warum derselbe dem Lehrer Dahlinger nicht seinen Gehalt auszahle. Das Kreisamt schickte sogleich den Befehl zur Erfüllung ins Semenowker Kolonieamt, bekam aber längere Zeit keine Antwort. Infolgedessen und wegen anderer Amtsangelegenheiten fuhr HE. Obervorsteher Sängler nach Semenowka. Als er daselbst im Kolonieamt ankam, stand Werner in seinem Hofe bei seinen Arbeitern. Werner sah zwar den Obervorsteher ankommen, machte aber eine Mine, als achte er denselben nicht. Werner blieb also ganz unbesorgt in seinem Hofe stehen. Der Obervorsteher war genötigt, einigemal den Diener nach Werner zu senden, und als er nicht erschien, so war er gezwungen, sich den großen Herrn – selbst zu rufen. Nachdem Werner im Kolonieamte erschienen war, fragte ihn der

Obervorsteher, warum er sich nicht erkläre wegen der Klage des Lehrers Dahlinger. Werner gab zur Antwort: „Ich weiß nicht, wer den Befehl dazu gegeben hat und von wem er komme; auch will ich mir erst die Sache überlegen.“ Eine komische Antwort, – Werner ist ja ein Mann mit Bildung, kann lesen und schreiben, und weiß nicht, von wem er Befehle bekommt. Kurz und gut, Werner erklärte sich nach einigen Tagen, aber so, als ob er dem Lehrer Dahlinger seinen Gehalt erst dann auszahlen wolle, wenn er Antwort vom HE. Schulinspektor bekomme. Die Erklärung des Vorstehers Werner wurde dem HE. Landvogt vorgestellt, und letzterer verurteilte Werner in dieser Sache, und weil unterdessen schon mehrere Klagen auf Werner eingelaufen waren, auf 7 Tage Arrest beim HE. Pristaw in Solotoje, ungefähr 60 Werst von Semenowka gelegen. Die Entscheidung des Landvogtes wurde Werner am 7. Juni durch das Kreisamt bekannt gemacht. Nachdem er nach Hause kam, erkrankte er und verließ nicht mehr oder sehr selten seine Wohnstube. Am 4. September mußte er aber mit dem Pristaw nach Solotoje abreisen.

Ein Freund der Wahrheit.

Klemens, Nr. 3 vom 18. Oktober 1900, S. 21.

Semenowka. (Gouv. Saratow.)

In № 3 des „Klemens“ brachte ein „Freund der Wahrheit“ eine Korrespondenz aus Semenowka, die Übertreibung enthält. Ich ersuche daher die geehrte Redaktion, folgende Erwiderung bringen zu wollen. 1) Lehrer Dahlinger ist laut Entscheidung des Schulinspektors vom 12. September 1900 unter № 1125 endgültig entlassen worden, weil er zu „tüchtig“ und zu „eifrig“ im Amte war. An dessen Stelle wurde ein gewesener Realist der 5. Klasse bestimmt. 2) Die Schulen an der Wolga gingen nicht im Jahre 1896 ins Ministerium über, sondern laut Ukas vom 2. Mai 1881, vom 22. November 1890, vom 10. Dezember 1892. Nach dem

Gutachten des Reichsrates vom 24. Februar 1897 wurde in den Schulen die russische und deutsche Sprache und die Religion in der Muttersprache eingeführt. Von 1890–1896 erhielt A. Dahlinger 450 Rbl. jährlich Gehalt. Als im Jahre 1896 die Landschaft Subsidien zu 300 Rbl. jährlich für jede Schule der Bergseite assignierte, wurden alle Landamtsschulen kassiert. Auf Lehrer Dahlinger Ansehen wurde hier keine Rücksicht genommen. Die Gemeinde bestimmte ihm 330 Rbl. Lohn und 45 Rbl. Quartiergeld. Dazu hatte er früher nur 40 Kinder und jetzt 120–150 zu unterrichten. Wollte die Gemeinde den Manne wohl' ehren? Gewiß nicht! Denn alle Dorf- und Wolostschreiber erhielten eine Gage von 700, 500 und 400 Rbl. Das hat den Herrn verdrossen, zumal er 6 Klassen der Realschule absolviert, und so ein Schreiberchen kaum die Volksschule beendet hatte. 3) Der „Freund der Wahrheit“ tadelt die Handlungsweise des Vorstehers, weil letzterer dem Lehrer Dahlinger auf den April Monat das Gehalt nicht ausgezahlt hat. Darüber lassen wir das Gesetz reden: Министерством Внутренних Дел по соглашению с Министерством Народного Просвещения предложено губернаторам Российской Империи войти в надлежащее с кем следует сношение, 1) Чтобы деньги, следуемые на содержание училищ от сельских обществ и земских учреждений высылались заблаговременно в подлежащие волостные правления и 2) чтобы жалованье учителям означенных училищ, как в городах, так и в селениях выдавалось непременно помесечно, в определенные, не позже 1-го числа каждого месяца, сроки, какие для того наиболее удобными будут признаны по местным условиям, с тем, чтобы волостные правления о таковых сроках поставили в известность учителей. Циркуляр М. В. Д. Губернаторам от 4 декабря 1878 г. № 185.

b) Dieses Cirkularschreiben wurde aufs neue und zwar mit Nachdruck der Semenowkaer Wolost am 27. Juli 1899 unter №44 – 8138 zur Ausführung eingeschärft. Die Kamenkaer Wolost hat dieses pünktlich erfüllt, und alle Lehrer holen ihre Gage im Wolostamt. Bei der Semenowkaer Wolost blieb dieses so notwendige Gesetz ein toter Buchstabe, obgleich schon früher die Vorsteher zu wiederholten Malen es versuchten, den Lehrerlohn zu entziehen. Das Kreisamt wußte in diesem Falle nicht, wie es mit dem Vorsteher zu verfahren habe. Vorsteher Werner hatte sich nun gezwungen gefühlt, diesbezüglich eine Anfrage beim örtlichen Schulinspektor zu machen, und hatte also recht als es sagte: „ Ich erwarte die Antwort des Herrn Schulinspektor.“

4) Was das Tun und Lassen des Vorstehers Werner im Amte betrifft, so kann ich Ihnen, Herr Freund der Wahrheit, sagen, daß Semenowka seit seiner Entstehung vom Jahre 1767 bis 1900 keinen zweiten solchen hatte. Ich will hier von seiner Tätigkeit gar nicht umständlich reden, nur eines mag den Sachverständigen genug sein: während andere Vorsteher der Gemeinde 2–3000 Rbl. Schuld machten, hat Werner die Abgaben beigetrieben und noch bis 1200 Rbl. erspart. Wie stimmt nur das? Wie erkennt man die Tätigkeit eines Mannes? – Vorsteher Werner ist und bleibt eben ein nüchterner Mann, der den Schnapsbrüdern nie zu einem Spielballe wird. Freilich durch unausgesetztes Sticheln kann man den besten Menschen manchmal in Wut setzen, und es ist ganz erklärlich, wenn er dann und wann den Vorsteherstab schwingt.

Mit dem Arreste war es so. Nach längerem Gähren und Durcheinander kam bei der Gemeinde ein Beschluß zusammen, dem zweiten Lehrer in keinem Falle den Lohn auszuzahlen, da es nicht unbedingt notwendig ist, zwei Lehrer zu halten. Die Folge davon war 7 Tage Disciplinarstrafe. Der eine Mann mußte nun für alle leiden.

5) Sagt der „Freund der Wahrheit“, Lehrer Schaab erteilte in der Kar- und Osterwoche Unterricht, um dadurch Herrn Dahlinger zu zwingen, in die Schule zu gehen etc., so ist dieses alles, wenn nicht gerade aus der Luft gegriffen, so doch wenigstens vom alten Zaune gebrochen worden. Die Feiertage machen sich wirklich so breit und lang, daß die Leutchen in Zweifel geraten: „Obs awer a immer woher ischt.“ Nur Kronsfeiertage machen den Lehrer frei vom Unterricht, aber nicht alle Feiertage fremder Konfessionen. Dahlinger, ein Lutheraner, hielt alle katholischen, alle russischen, alle evangelisch-lutherischen und alle Weihnachts- und Osternfeiertage nach seinem eigenen Ermessen.

Lehrer Chr. Schaab.

Klemens, Nr. 13 vom 27. Dezember 1900, S. 100.

Solothurn. (Gouv. Samara.)

Solothurn, eine Kolonie, bewohnt von Ansiedlern, deren Urahnen meistens aus der Schweiz hierher ausgewandert sind, liegt an einem Nebenflüßchen der Wolga und zählt 3500 Einwohner. Die Lage gewährt eine reizende Aussicht auf das Wolgaufer. Bis von kurzem gehörte Solothurn zur Pfarrei Paninskoje. Das Verlangen nach einem eigenen Seelsorger hatte sich schon seit Jahren geäußert, da es der großen Gemeinde allzu umständlich wurde, in dem vier Werst entlegenen Paninskoje an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beizuwohnen. Daher kam die Solothurner Gemeinde bei der Obrigkeit mit der Bitte um Gründung einer selbstständigen Pfarrei ein. Dem Wunsche wurde willfahren. Sogleich klopften die Bevollmächtigten bei Seiner Excellenz um einen Priester an, doch konnte diese Bitte wegen Mangel an Seelsorgern nicht sogleich gewährt werden. Mit schmerzlicher Sehnsucht erwarteten nun die Solothurner jenen glücklichen Augenblick, der ihnen die frohe Botschaft von der Ernennung ihres Pfarrgeistlichen bringen sollte. Endlich hatte

auch diese Stunde geschlagen. P. Josef Neugum ward berufen, als erster Seelsorger den Grundstein der neuen Pfarrei zu legen. Die Kunde hievon erfüllte die Einwohner mit überaus großer Freude. Von nun an hörte man nur eine Frage: Wann kommt unser Pater? Wann kommt unser Pater? Ein Plan nach dem anderen wurde zusammengestellt, wie der junge Geistliche zu empfangen sei. Das Pferdegeschirr wurde geputzt und geschmückt. Endlich brachte ein Telegramm die Nachricht, daß P. J. Neugum den 11. Februar in Saratow sein werde. Blitzschnell war dies im ganzen Dorfe bekannt geworden. Schulhaus und Kirche wurden geputzt, die Türen mit entsprechenden Inschriften versehen. P. G. Gwaramadse, der sich hier zeitweilig aufhielt, wurde nach Saratow gesandt, um von dort den jungen Geistlichen abzuholen. Was für ein reges Leben war nun am 13. Februar, am Tage der Ankunft des Pfarrgeistlichen! Die Reiter besteigen ihre Pferde, es folgen ihnen zehn aufgeputzte Dreigespanne und hinaus geht es nach Paninskoje, um P. J. Neugum so ehrenvoll wie nur möglich nach Solothurn zu begleiten. Von Paninskoje begeben sich dann die Herren P. P. G. Leibham und J. Neugum auf einem und die P. P. Bitkewitsch und G. Gwaramadse auf einem anderen Schlitten unter feierlichem Geleite nach Solothurn. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich hier auf der Straße versammelt. Jung und alt, groß und klein; ein jeder, der nur konnte, hatte sich hier eingefunden, um seinen lieben Seelsorger sobald als möglich zu erblicken. Die Vorreiter konnten nur mit Mühe den Weg zur Kirche bahnen. Hier angekommen, stiegen die Patres aus und begaben sich ins Gotteshaus. Ihnen nach wälzte sich den unübersehbare Menschenhaufen und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten. Nach einer kurzen Anbetung des Allerheiligsten stellte Pfarrer Leibham den Solothurnern ihren Seelsorger vor. Darauf folgte ein wahrhaft begeistertes „Großer Gott, wir loben Dich!“ Nun trat atemlose Stille ein. P. Neugum erschien auf der Kanzel, und aller Augen hafteten nun an seinen Lippen. „Im

Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Gelobt sei Jesus Christus!“ so beginnt der Seelsorger. „Seid mir begrüßt! liebe Pfarrangehörigen. Nachdem ich 2½ Jahren in einem Dorfe in Südrußland als Hilfspriester ruhig verlebt hatte, schickte mich mein Oberer in Eure Mitte, um hier die verantwortungsvollen Pflichten eines Seelsorgers zu übernehmen. Wenn ich nun die große Menschenschar, die mich umgibt, betrachte, vernehme ich in meinem Herzen die Stimme des göttlichen Heilandes, die da spricht: „Siehe, diese Herde übertrage ich dir. Weide dieselbe durch heilsame Lehren und unterstütze sie mit gutem Rat und beispielvollem Leben. Wenn ich diese Stimme des Erlösers und die schweren Berufspflichten näher erwäge und die Größe der menschlichen Schwäche in Betracht ziehe, so zittere und bebe ich; denn von der Verwaltung meines Amtes hängt ja mein und euer Seelenheil ab. Doch will ich nicht verzagen, da ich den göttlichen Heiland zum hl. Paulus sprechen höre: „Es genügt dir meine Gnade.“ Deshalb wollen wir, geliebte Pfarrangehörigen, auf ihn stets vertrauen und ihn um seine Gnade bitten. Ich will mich bestreben, euch stets ein guter Hirt zu sein, ihr aber werdet mir stets folgen! Damit dieser unser Wunsch in Erfüllung gehe, will ich den Segen des Allerhöchsten nun auf Euch herabflehen. Es segne Euch der Allmächtige Gott der Vater, der Sohn und der Hl. Geist. Amen.“ Diese Worte wurden mit großer Ergriffenheit gesprochen. Die klang- und kraftvollen Worte des Redners bewirken bei den Zuhörern eine tiefe Rührung. P. Neugums stattliche Persönlichkeit ist überhaupt sehr imponierend. Seine Stentorstimme dringt in Mark und Bein und reißt alle mit sich fort. Da hättest du nun, lieber Leser, die Begeisterung der Solothurner sehen sollen. Ja, da war nichts Gemachtes, sondern nur aufrichtige Herzen offenbarten ihr Inneres. –

Nach der Feierlichkeit in der Kirche begaben sich die Herren in das Schulhaus, wo dem jungen Pfarrgeistlichen Glückwünsche

dargebracht wurden! O ihr braven Solothurner! Ihr seid überaus glücklich zu preisen, daß ihr einen solchen Geistlichen erhalten habt.

Ein Teilnehmer an der Feierlichkeit.

Klemens, Nr. 24 vom 14. März 1901, S. 186.

Solothurn. (Gouv. Samara.)

Am 5. April laufenden Jahres wurde die Züricher Ansiedlerin **Katharina-Elisabetha Dann**, evangelisch-lutherischen Konfession, in der hiesigen Pfarrkirche von unserem Seelsorger P. Josef Neugum unter Beobachtung der betreffenden Vorschriften in der Schoß der katholischen Kirche aufgenommen.

Georg Rolheiser, Lehrer.

Klemens, Nr. 30 vom 24. April 1901, S. 229.

Sophienthal. (Gouv. Charkow.)

Ungefähr vor einem halben Jahre las ich in den Spalten des „Klemens“ einen Artikel, worin ein Autor A.B. das Sophienthaler Pfarrkosthaus schilderte und den Sophienthalert ans Herz legte, in Zukunft für ihren HE. Pfarrer. der sie zeitweilig kirchlich bedient, ein anständiges und manierliches Quartier und Kosthaus bestimmen zu wollen.

Der Artikel jenes Autors enthielt die reine und volle Wahrheit, was auch ich bestätige; weshalb aber genannter Autor seinen Namen nicht beisetzte, ist mit unerklärlich. Wahrscheinlich dachte mein Freund, er könnte Unannehmlichkeiten bekommen von seiten des Quartierhälters, und um allen Beschuldigungen zu entgehen, stellte er einfach A. B. unter den Artikel. Ach, klug hast du mein Autor gehandelt, daß du dich hinter eine Schanze versteckst; du hättest ein manches Schimpf- und Schmähwort zu hören bekommen, deine Schanze aber deckte dich, und ich, ein Unschuldiger, muß deinen verdienten Lohn in Empfang nehmen!

Aber mein werter Autor A. B., weil du mir, obwohl fremd, doch ein getreuer Freund bist, so will ich dir alles verzeihen, komme deshalb hervor aus deinem Verstecke, und ich will dir erzählen, was dein gebrachter Artikel gewirkt hat.

Als dein Artikel erschien und gelesen war, kramten die getroffenen Quartierhälter aus, was dir, wenn du solches gehört, nicht süß geschmeckt hätte. Wenn ich einmal persönlich zu dir kommen könnte, würde ich dir die Historie mündlich erzählen, schriftlich kann ich solches unmöglich alles aufs Paper bringen. Kurz da bekam zuerst ein Unbekannter, dann der Hansjörg, nach diesem kam der Girgel aufs Tapet, und alle erhielten solche Titel, die ich in meinem Leben noch niemals gehört hatte.

Ich, als ganz unschuldig, saß dabei und hörte zu. Als die Epistel zu Ende war, rief ich dem in deinem Artikel nach seiner Meinung beleidigten Ehepaar, sie sollen unverzüglich zum Gemeindevorstand gehen und sich vom Pfarrquartier entsagen, was mir auch versprochen wurde, und was auch das Einfachste gewesen wäre. Der Artikel war gelesen, daß alte Quartier wäre entsagt, ein anderes bestimmt worden, und alles wäre schnell in Vergessenheit geraten.

Doch das Ehepaar, welches bis dahin den HE. Pater im Quartier hatte und denselben beköstigte, hat einen gewissen Gevattermann, der die Macht hat, aus Lehm Lustziegel zu machen und noch viele derartige Künste versteht; dieser beredete nachher seine Gevatterin dahin, meinen Rat nicht zu befolgen und einfach darauf zu bestehen, das Quartier des HE. Paters zu behaupten und denselben zu beköstigen, solange ihr beliebt, möge der Schreiber der Artikels im „Klemens“ pfeifen und tanzen.

Ferner kam der Gevattermann auf den Gedanken, ich hätte jenen Artikel geschrieben, und ich mußte nun an deiner Stelle als Zielscheibe dienen. Auch versprach der mächtige Gevattermann,

er stehe dafür, daß kein anderes Quartier für den HE. Pater bestimmt werden darf und damit basta!

Um mich kurz zu fassen, mein versteckter Autor, teile ich dir mit, daß dein Artikel in jedes Beziehung gefruchtet hat. Er wurde bei der ersten Gemeindeversammlung einstimmig ein neues Quartier und Kosthaus für den HE. Pater bestimmt, wo am 14. Oktober v. J. HE. Pater Simon schon bewirtet worden ist.

Auch die großartigen Geburtstefte, welche in Sophienthal so häufig gehalten wurden, sind nach Erscheinen deines lobenswerten Artikels bei und total aufgehoben.

Gehe also, mein Freund, nicht mehr hinter die Schanze, schreibe noch mehr solche Artikel und bringe sie in die Spalten des „Klemens,“ aber mit der Bedingung, daß deine weiteren Artikel solche Wirkung haben, als dieser über das Pfarrkosthaus und die Geburtstefte.

Jak. Herb.

Klemens, Nr. 18 vom 31. Januar 1901, S. 138.

Sophienthal. (Gouv. Charkow.)

Am 14. Oktober vergangenen Jahres verstarb hieselbst der Ansiedler Wilhelm Pfeifer im Alter von 49 Jahren. Der Verstorbene war nicht nur ein ehrenhaftes und rechtschaffenes Gemeindeglied, sondern auch ein sittsamer und gottesfürchtiger Familienvater; jederzeit war derselbe bestrebt, seine Untergebenen zur Gottesfurcht und Tugend anzuhalten und ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen.

Im Jahre 1890 verlor der Dahingeschiedene seine Gattin, mit der er 20 Jahre in glücklicher Ehe gelebt, und blieb als Witwer mit 8 unmündigen Kindern zurück; doch nicht genug, bald nach dem Tode seiner Gattin wurde sein Gebäude, fast alles Mobilar und einige seiner besten Pferde, ein Raub der Flammen, doch der

Schweregeprüfte ertrug alles mit Geduld und ohne Murren gegen die Vorsehung Gottes.

Noch in demselben Jahre heiratete unser nun Dahingeschiedene eine Witwe mit zwei Kindern, so daß also seine Familie aus 12 Personen bestand; es fielen zu alledem einige schwache Ernten ein, und es war schwer, eine solche Familie durchzubringen. Doch er verzweifelte nicht und, die Worte gebrauchend: „Der alte Gott lebt noch und Gott wird mir beistehen“ kämpfte er ritterlich gegen die Not, er arbeitete und schaffte Rat, ohne zu ermüden.

Daß aber auch Gott der Allmächtige seine Barmherzigkeit und Gnade denjenigen angedeihen läßt, die ihm dienen, beweist er an dem dahingeschiedenen Wilhelm Pfeifer.

Wir Sophienthaler sind sehr weit von der Pfarrei entfernt, und uns kann der HE. Pfarrer höchstens dreimal jährlich besuchen; und noch keinem, der bisher aus unserer Mitte ins Jenseits abberufen wurde, widerfuhr die Gnade, daß ihm durch den Priester am Sarge eine Seelenmesse abgehalten werden konnte. Doch hier fügte es Gott der Allmächtige so, daß gerade, als unser Mitbruder Wilhelm Pfeifer verstarb, unser Hochwürdiger HE. Pfarrer E. Simon bei uns eintraf, und der Dahingeschiedene hatte die Gnade, daß seine irdische Hülle mit Prozession in das Bethaus getragen und hier am Sarge eine Seelenmesse abgehalten wurde.

Mögen sich doch recht viele Gemeindeglieder und Hausväter die Eigenschaften des Dahingeschiedenen aneignen! „Sanft ruhe seine Asche.“

— Am 16. Januar 1901 wurde wegen Minderjährigkeit der männlichen Erben die bewegliche Nachlassenschaft des Verstorbenen Wilhelm Pfeifer durch den Vormund Ch. Zöngler bei öffentlicher Auktion verkauft, wobei es zwischen Witwe und Erben, die durch böse Zungen aneinander gehetzt wurden, fast zu

Zwist und Unannehmlichkeiten gekommen wäre. Durch böse Leute angestiftet, wollten nämlich die Erben der Witwe ihr zugebrachtes Vermögen streitig machen, und den Hetzern wäre sehr viel daran gelegen, wenn sie zwischen Witwe und Kindern aus der ersten Ehe des Verstorbenen einen Streit zu stande gebracht und die arme Witwe um das Ihrige hätten bringen können.

Dank dem Vormunde Ch. Zöngler und dem Bevollmächtigten der Witwe war jedoch am Tage vor der Versteigerung zwischen Witwe und Erben alles ins reine gebracht, wovon natürlich die Hetzer nichts wußten.

In allem genommen, bleiben Erben und Witwe im Frieden.

Jakob Herb.

Klemens, Nr. 39 vom 27. Juni 1901, S. 302.

Sophienthal. (Gouv. Jekaterinoslaw.)

10. Juli 1901. Mehreremals hörte ich schon die Namen der Kolonien Sophienthal und Bspaltschewo nennen. In letzter Zeit wurde es mir durch einen Klemensleser sogar gegönnt, den „Klemens“ zu lesen, wo nicht selten die Namen der beiden Kolonien sonderlich meine Aufmerksamkeit fesselten, zumal noch darob, weil in beiden Dörfchen von meinen Freunden sich daselbst einige festgesetzten. Endlich gelang es mir, meinen Freunden in obengenannten Kolonien einen Besuch abzustatten. Noch größer war meine Freude, da um dieselbe Zeit der Hochwürdige H. Pf. Em. Simon die Leute hier mit seinem Besuche beglückte. Es war den 15.-16. Oktober 1900. Groß war die Freude für alle, besonders für die umliegenden Chutoren und Pachtdörfchen, da es ihnen nur 2 - 3 mal jährlich möglich ist, der hl. Messe beizuwohnen. Schon frühe morgens machte sich alles auf die Füße, um sich nach Sophienthal zu begeben. Gegen 8 Uhr war schon eine hübsche Schar der Besucher von den

Nachbarskolonien eingetroffen und versammelte sich vor dem Bethause. Die hl. Messe begann um 9 Uhr. Nach Vorlesung des hl. Evangeliums wandte sich der hochw. Herr Pater zum Volke und hielt zwar eine kurze, aber tief ergreifende Rede von der Bestimmung des Menschen, worauf ein jeder Beiwohner gut acht gab, um ja ein jedes Wörtchen zu behalten. So rührend auch die Predigt war, so anmutig die Ceremonien der hl. Messe auf das Gemüt der Anhörer auch einwirkten, so wurde doch diese Andacht in den Herzen der Gläubigen durch den ungestümen Gesang vertrieben, so daß auch der Hochw. H. Pater auf einige Minuten still hielt um sich zur Fortsetzung des hl. Meßopfers wieder zu sammeln. Darüber, d. h. über den Sophienthaler Chorgesang könnte man sehr vieles sagen, aber er würde sehr viel Raum erfordern, im „Klemens“ auch nur einige Fälle anzuführen, wie es da mit dem Kirchengesang schon zugeht und noch hergeht. Wie es scheint, will hier ein jeder am ärgsten schreien, keiner läßt sich davon abhalten, und so steigt der Gesang bis zum wilden Alarm. Wenn einer laut schreit, so schreit der andere noch viel lauter als sein Gegner; denn wenn er nachgibt, so heißt es gleich: „Der Z. hat heut viel höher gsungen wie der X., des det a en ariger Kanter gewa.“ Wie hart aber da die Geistessammlung auf die Probe gestellt wird, kann jedermann leicht denken. Vierzehn Tage nachher klingt immer noch der Sophienthaler Chorgesang den Angewesenen, wenn nicht in den Herzen, so doch in den Ohren. Man ist heutzutage sehr darauf bedacht, alles Gute besser zu machen, möge man auch den Kirchengesang in Sophienthal nicht vergessen.

Ein dummer Bauer J. F.

Klemens, Nr. 47 vom 22. August 1901, S. 365.

Spulingsfeld.

Die Not an Lehrern läßt sich in unserer Pfarrei oft auch fühlen, wo diese Herren existieren. Es kam unser Pfarrer hierher, um den kranken Joh. Spuling mit den hl. Sakramenten zu versehen. „Unser Lehrer,“ sagte ein Mann, „macht schon fünf Monate Examen, und wir müssen seinem Lehrer den ihm treffenden Lohn umsonst zahlen.“ Tags darauf sollte hier Seelenamt sein; darum wurde der ungefähr 7 Werst entfernte Lehrer eingeladen. Aber dieser der froh sein könnte, dem Opfer des N. B. nach etwa 6 Monaten wieder mal beiwohnen zu können, sagte kurzweg: „Ich habe keine Zeit.“ Es half nichts, als ihm gesagt wurde, der Pfarrer verlangt es. Ebenso erfolglos war es, als nach einer anderen Kolonie (8 Werst von hier ab) ein Bote gesandt wurde, der Lehrer war nicht mehr. Dann trat ein Bauer auf und vertrat die Stelle des Lehrers – Woher nur die Lauheit in der Anhörung der hl. Messe und woher der Ungehorsam seinem geistl. Obern gegenüber? Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich dem Romanlesen schuld gebe.

Ein Gutgesinnter.

Klemens, Nr. 6 vom 8. November 1900, S. 46.

Vollmer. (Gouv. Saratow.)

Die würdige Feier einer Primiz ist gewiß etwas Erbauliches und Schönes. Wie das katholische Volk darüber denkt, das kann man leicht aus der fast immer großartigen Teilnahme desselben bei einer Primiz erkennen. Von weither kommen die Gläubigen, um der Primiz beizuwohnen und den Segen des Neugeweihten empfangen zu können.

Dieses war auch in Vollmer den 17. September der Fall, als der hochwürdige Neopresbyter Johannes Beilmann das erste hl. Meßopfer darbrachte. Neun Geistliche und das Volk nahmen regen Anteil an der hehren Feierlichkeit. Schon am Vorabende begaben

sich viele Leute aus den umliegenden Dörfern nach Vollmer, um der hohen Festlichkeit beizuwohnen.

Am Morgen in der Frühe wurden Kränze am Hause des hochw. Herrn Primizianten und am Thore angebracht, Fahnen wehten auf der Straße, und am Kirchthor, durch welches er geführt werden sollte, war ein Triumphbogen errichtet. Die Kirche war vor 8 Uhr mit Leuten angefüllt, obgleich die Festfeier erst um 10 Uhr beginnen sollte. Zur bestimmten Zeit begaben sich die anwesenden Priester zum Hause des Neugeweihten, wo der hochw. P. Al. Staub eine Anrede an den Primizianten hielt; darauf wurde derselbe in die Kirche geleitet, und nach dem „Veni Creator“ begann das feierliche Hochamt. Nach dem Evangelium bestieg der hochw. P. R. Loran die Kanzel und schilderte die hohe Würde des Priesters in dessen Sendung. Während der hl. Messe empfangen die Mutter – der Vater hat voriges Jahr das Zeitliche gesegnet – die Verwandten und viele Gläubigen die hl. Kommunion. Als das „Te Deum“ beendet war, erteilte der junge Geistliche den Priestern und den nächsten Verwandten einzeln, den übrigen aber im allgemeinen den Segen, da es des Gedränges wegen unmöglich war, denselben allen einzeln zu spenden. Hieraus wurden im Hause des Primizianten demselben die Glückwünsche dargebracht und Tee verabreicht, worauf sich die Geistlichen zum hochw. Herrn Pfarrer A. Brungardt begaben, um das Mittagmahl einzunehmen. –

Möge der junge Herr recht lange im Weinberge des Herrn arbeiten! Gewiß ruft ihm ein jeder glaubenstreue Katholik zu: „Ad multos annos!“.

Markus.

Klemens, Nr. 2 vom 11. Oktober 1900, S. 14.

Wosnesensk. (Gouv. Cherson.)

30. Mai 1901. In Nr. 29 des „Klemens“ entfaltet „Ein Karlsruher Bürger“ (wird doch kein Ehrenbürger sein?) seine ganze Beredsamkeit, um einen gewissen Barth bis über die Ohren zu besudeln, eine gewisse Witwe Geiß dagegen ist er bestrebt, mit dem Aufgebot seines ganzen Könnens rein zu waschen. Dem Einsender jener Korrespondenz ist mehr daran gelegen, die Witwe Geiß als eine mit allen Tugenden geschmückte Rarität vorzustellen als den ihr so verhaßten Barth zu verleumden; da sich aber das erstere ohne das letztere nicht gut bewerkstelligen läßt, greift er zu dem einfachen Mittel, den Barth geistig zu töten. Der Einsender der Korrespondenz in Nr. 29 des Blattes steht in Sold der Witwe Geiß, sowie auch des A. Geiß, was man zwischen den Zeilen seines der Wahrheit entbehrenden Berichtes lesen kann. Er läßt meinen Schwager A. G. als Ehrenmann „gelten“, meinen älteren Schwager L. G., welcher ihn oder seiner Klientin vielleicht gefährlich werden könnte, erteilt er eine unzweideutige Absolution; 2 Tochtermänner mit ihren Frauen läßt er auswandern, endlich hat er um mich allein noch Revue passieren zu lassen. Ich will versuchen, die Sache etwas aufzuklären. Die Sache verhält sich so: Als die Vermögensaufnahme (am 27. Dez. 1900) beendet war, bloß bis auf die in den Zimmern, welche laut Testament der Witwe samt den darin befindlichen Möbeln zur Benutzung überlassen wurden; verlangten sämtliche Erben, daß auch das in diesen Zimmern befindliche Vermögen aufgenommen werden möge. Gegen dies Verlangen protestierte der Gemeindeschreiber Kratz sehr heftig, doch der Dorfälteste war anderer Meinung und forderte die Witwe auf, die Zimmer aufzuschließen, war dieselbe verweigerte. Nach mehreren Vorstellungen und endlich auf Befehl schloß sie auf. Als der Inhalt einer großen Kiste aufgenommen werden sollte, weigerte sich die Witwe, meine Schwiegermutter, abermals und ganz entschieden,

die Kiste zu öffnen, in dem sie beteuerte, daß sie außer ihren Sommerkleidern nichts enthalte, folglich auch nichts aufzunehmen ist; doch der Befehl des Dorfältesten schlug auch diesmal durch. Mann konnte, während die Kiste aufgeschlossen wurde, schon zwei kreidebleiche Gesichter sehen, das der Witwe und das eines Mitwissers. Die verhängnisvolle Kiste enthielt aber außer Sommerkleidern noch ein ganzes Warenlager von wollenen und Piquedecken, wollene Tücher, einige ganze Stücke verschiedener Stoffe, Schuhwerk und so weiter und so weiter (von vielen Stücken waren die Plomben noch nicht entfernt) ferner Schlösser, Zange, Meisel, Schraubenzieher und ein fremder Hammer, und unter allen diesen Sachen auch noch in einem Strümpfchen 503, sage fünfhundert drei Rbl. Geld in Kreditbilleten: diese Zutageförderung war aber mehr als die „gute“ Frau vertragen konnte, deshalb simulierte sie Ohnmacht, wozu sie viel Talent besitzt. Bei Fortsetzung der Aufnahme wurde in einem anderen Zimmer in Schränken und Kommode in Lumpenbündeln und Schachteln noch 116 Rbl. und ein zweites Lager von allerlei Waren, als: Uhren, Geschirrwaren, Fruchtsäcke und so weiter und so weiter aufgefunden. Am vorigen Tage noch waren Theeservise und Tafelgeschirr in zu geringer Zahl vorhanden und zwar nur für 8 Menschen. Die Witwe heuchelte unter Tränen Armut, indem sie in den letzten 3 oder 4 Jahren keine Zeit hatte, wie sie sagte, etwas anschaffen zu können: heute bei der Aufnahme fanden wir im Versteck bei ihr 18 Gläser mit Untertassen und für 30 Personen Tafelgeschirr, außer dem von gestern vorhandenen. Der „Bürger“ hatte dies alles auch selbst erwähnen können, aber wahrscheinlich hält er es Erwähnung nicht wert. Es paßt auch wirklich wenig in eine Zeitung, aber zur Aufklärung der Sache kann ich es nicht übergehen – „Ihr Sinn ist niedrig, ihr Ziel ist Besitz um jeden Preis, wüste Habsucht“ u. s. w. Wo findet man dieses? die Antwort geht der Frage voran. Die Ursache, warum keine plötzliche regelrechte Haussuchung

stattgefunden hat, ist: daß ich, um ein Aufsehen zu vermeiden, davon abriet, was ich natürlich heute sehr bedaure. Die Versteigerung des Vermögens wurde auf den 6. Februar festgestellt, mußte jedoch wegen Unwetter auf später verschoben werden, was uns, da wir auswärts wohnhaft sind und der Weg unfahrbar war, über die Zeit von unseren Kindern und Wirtschaften fernhielt, und wir sehnen uns, die Sache zu Ende zu bringen. Die Witwe wollte aber aus uns unbekanntem Gründen den Gang der Sache hemmen, indem sie am Tage vor der Versteigerung auf einige Zeit wegfahren wollte, was meine Frau und deren Schwester dadurch zu verhindern suchten, daß sie beide ein Zimmer betraten, welches ihre Stiefmutter als ihres betrachtete, um sie zu bewegen da zu bleiben, damit einmal ein Ende werde. Anstatt jeder Antwort schrie sie: „Hinaus! Hinaus!! hier wollt ihr versteigern? Ich werde euch die Zeit lang machen bis zur Versteigerung! und spedierte diese zwei unwillkommenen Gäste über Hals und Kopf „hinaus,“ so daß meine Frau blutend dort ankam. Sie raffte sich jedoch auf und gab ihrer „sanften Mutter“ den Weg nicht frei, sondern verlangte die Schlüssel, und als letztere dies zu tun sich weigerte und immer noch wegfahren wollte, – zu welchem Behufe auch eine Fuhre bereit stand, – entriß meine Frau die Rocktasche samt Schlüsseln, die ihr eigentlich gar nicht gehörten. Was der „Bürger“ von „Mißhandeln“ „Stoßen“ „Schlagen“ und so weiter sagt, ist sein eigenes Hirngespinnst. Ein Beweis dafür ist, daß der Witwe Geiß einzige Klage darin bestand, als der Dorfälteste Schardt kam, daß ich ihr die Rocktasche abgerissen habe samt Schlüsseln und 100 Rbl. Geld und Rosenkranz, was sich natürlich gleich als böse Lüge erwies. Nachdem sie mich mit allen möglichen Schimpfnamen überschüttet hatte, gestand sie ein, saß sie kein Geld in der Tasche gehabt, sie wollte mich nur erschrecken. Natürlich nannte auch ich dann die „schöne Schwiegermutter“ mit ihrem rechten Namen. – Wahr ist, daß ich gesagt habe: „Wenn gesucht wird, so möge dann

gut suchen“ weil man während der Durchsuchung, – wenn es so genannt werden kann, indem sie nur von 2 Weibern belastet wurde, – nicht einmal den Pelz von ihr nehmen wollte; übrigens sehe ich darin kein Verbrechen, eine solche Person auszusuchen. Es kränkt unsern „Bürger“ sehr, es geht ihm sehr nahe, daß die Kisten und Kasten gerückt wurden, kann aber seine Freude nicht verbergen, daß trotz alles Rückens und Schiebens die 7000 doch nicht gefunden wurden. Geleugnet kann es aber nicht werden, daß die geprellten Kinder des Geiß hinter-, unter-, auf- und in Schränken, Kisten und Polstern ihr ganzes Erbe haben suchen müssen und auch teilweise gefunden haben; sie förderten für über 400 Rbl. Ware und bares Geld 619 Rbl., also über 1000 Rbl. aus Verstecken zu Tage, dessen Besitz die „schöne“ Frau vorher leugnete. Weil aber die Erben von Geiß 10,000 Rbl. Gestohlenen suchten und nur 1000 Rbl. gefunden haben, so will der „Bürger“ den Klemenslesern weiß machen, daß, wer Schafe stiehlt, doch kein Bockdieb sei. — Der „Bürger“ ist sehr bestrebt, Witwe Karoline Geiß, geb.Schmitt, als die Tugend selbst glänzen zu lassen und dichtet ihr mehrere gute Eigenschaften an, beim Aufzählen welcher der Autor aber zu oberflächlich war. Er hätte doch notwendig zusetzen müssen, daß sie einen ganz besonderen Hang zur Wohlthätigkeit hat, aber aus fremdem Beutel, indem sie bei Gelegenheit Summen zu 1000 Rbl. opferte, die nicht ihr gehörten. — Beim Empfange solcher Opfer wäre es nötig, überhaupt wenn sie so bedeutend sind, doch auch den Eigentümer und nicht nur den Geber zu kennen und nicht eine Auge zuzudrücken. Ob die Witwe durch Not oder aus bloßer Habsucht gehandelt, sollen die geneigten Leser selbst urteilen: L. Geiß hat seiner Frau K. ein jährliches Einkommen von ca. 700 Rbl. auf Lebenszeit gesichert und als Eigentum 10 Desj. Land, im Werte von 2000 Rbl. — Was berechtigte sie zu solcher Willkür, wie sie von ihr geübt wurde? Das Wolostgericht diktierte uns wirklich die besagte Strafe zu, wodurch das „öffentliche Gewissen“, von welchem noch nicht

dagewesenen Ding der „Bürger“ schwatzt, gesühnt sein soll. Wenn der Autor jener Phrase in seiner Moralpredigt selbst sagt, daß seine Meinung unmaßgeblich sei, so hat er sehr recht, denn er sieht den Wald nicht vor lauter Bäumen. Ich würde dem „Bürger“ raten, lieber Wahrheit an den „Klemens“ zu berichten und schön seinen Namen darunter oder meinetwegen auch darüber zu schreiben. „Wer das Licht scheut, liebt die Finsternis“ sagt ein Dichter. Zu dieser traurigen Geschichte haben die Solddiener der Witwe Geiß ein gut Stück Material geliefert; hätte sie sich nicht auf ihre geistlichen und leiblichen Beschützer gestützt, so würde die Sache ruhiger verlaufen sein. –

Das die geprellten Kinder des Geiß in ein Wespennest gestochen haben, versteht sich ganz von selbst; denn Stiefmütter gibt es ja bekanntlich viele, wenn auch nicht viele wie die in Rede stehende, aber das Wörtchen „Stiefmutter“ hat einmal seinen besonderen „Reiz.“ — Im Bewußtsein, einer guter Sache ein Opfer gebracht zu haben, welches im stande ist, vieles zum Bessern zu lenken, bedaure ich nur wenig den obigen Vorfall.

Christian Barth.

Klemens, Nr. 42 vom 12 [18]. Juli 1901, S. 325-326.